



Robert Foltin studierte Sprachwissenschaft und Philosophie und schreibt meistens Bücher über autonome Theorie und soziale Bewegungen.

Robert Foltin

Herbst 1918

ein Anfang

edition grundrisse

Wien 2013
edition grundrisse
Copyleft: GNU-Lizenz für freie Dokumentation

Umschlaggestaltung: Andrea Salzmann / Katharina Struber
Satz und Layout: Julia Kläring

ISBN 978-3-9501925-2-0

edition.grundrisse@gmx.net

Prolog

Dass der Beschluss des Parlaments am 12. November 1918 durch die Rote Garde ein Missverständnis war, ist inzwischen unbestritten. Von einem kommunistischen Putschversuch spricht kaum noch jemand, wenn, dann von einer Putschoperette. Das Hissen einer roten Fahne statt der rotweißroten, die Rede des Kommunisten Karl Steinhardt und die Besetzung der Redaktion der Neuen Freien Presse verstärkten den Eindruck des nicht ganz ernst zu nehmenden Charakters der Ereignisse.

Unterschiedliche Erzählungen kursieren von dem, was einige Rotgardisten fälschlich erkannten oder zu erkennen glaubten, das den Eindruck eines Offizierputsches erweckte. Manche hörten das Herunterziehen von Rollos als Maschinengewehr. Andere hielten die Kamera auf dem Dach für ein solches. Die meisten, die die paar hundert Schüsse in die Luft und in Richtung Parlament abgaben, wurden von der allgemeinen Dynamik erfasst: Wenn wir schießen, muss das schon seine Berechtigung haben.

Viele sprachen davon, einen einzelnen Schuss gehört zu haben, manche auch zwei. Niemand wusste, wer diesen wo und in welche Richtung abgegeben hatte. Die anschließende Schießerei begann mit Verzögerung, weil die Munition erst aus den Manteltaschen geholt und die Gewehre geladen werden mussten.

Dieser eine Schuss hatte überhaupt nichts mit Politik zu tun, mit der Ausrufung der Republik oder der kommunist-

ischen Proklamation einer Arbeiter- und Bauernregierung, schon aber mit dem politischen Klima in dieser historischen Situation, die einen konterrevolutionären Offiziersputsch denkbar erscheinen ließ.

Zilli

Zwischen den verbrannten Baumstämmen, manche hoch aufragend, andere nur noch Stümpfe, war das Gras frisch und grün, obwohl die Sonne drauf brannte. Jakob und Zilli folgten zügig den gewundenen Serpentinaen des Weges.

„Voriges Jahr, wenn man hinaufgeschaut hat, hat man in der Nacht einen Feuerkranz gesehen“, versuchte Jakob ein Gespräch zu beginnen.

„Muss beeindruckend ausgeschaut haben?“, meinte Zilli.

Im Sommer 1916 hatte der Kienbergkopf gebrannt, eine bis dahin bewaldete Felsenkuppe. Mehrere Tage lang. Ein Jahr später wanderten Jakob und Zilli den schmalen Pfad hinauf. Oben ließen sie sich nieder und schauten zwischen den verkohlten Baumstümpfen hinunter in den Wald.

„Ich war immer ein braves Kind. Einmal bin ich davongelaufen. War verzweifelt über meine Mutter. Wenn wir gespielt haben, sind wir in Hörweite geblieben, damit wir – ich meine, mein Bruder und ich – unsere Mutter pfeifen hörten. Ich bin also davongelaufen, in den Wald, und hab mich hinter einem Wurzelstock versteckt. Nie mehr wollte ich zurückkommen. Ich hab den Pfiff meiner Mutter gehört und bin zurückgegangen. Langsamer als sonst, aber ich bin zurückgegangen.“

Sie saßen im hohen Gras und schauten den Abhang hinunter. Jakob fühlte sich unattraktiv und wagte kaum, Zilli anzuschauen. Sie trug eine weiße Bluse, die die Bräune ihres Gesichts betonte. Er versuchte, darunter die Umrisse ihrer

kleinen Brüste zu erkennen. Die Vorstellung davon erregte ihn mehr als das, was er sehen konnte.

Jakob war mit seiner Familie beim Picknick, eigentlich mit seiner Mutter, seinem nicht ganz ein Jahr jüngeren Bruder und seinen beiden kleinen Schwestern. Er wollte gar nicht mitgehen, er war nämlich in einem Alter, siebzehn Jahre, in dem es uninteressant ist, mit den Eltern gemeinsam etwas zu unternehmen. Sonst war er schüchtern, aber dort wagte er es, Zilli anzusprechen, weil er seinem Bruder und seiner Mutter etwas beweisen wollte, er wusste nicht einmal genau, was. Sie verabredeten sich zu einer kurzen Wanderung, oder besser, einem langen Spaziergang zum Drachenloch.

Jakob wohnte am Fuß des Untersbergs in einem großen Haus aus Holz, der Verputz gelb gestrichen, auf einer Anhöhe über dem Tal. Unter dem Haus führte die Eisenbahn nach Berchtesgaden vorbei. Gegenüber auf dem bewaldeten Hügel war das Schloss zu sehen, im Tal an der Ache die Kirche mit dem Dorffriedhof, ein paar Häuser. Richtung Westen der Berg, weshalb im Winter die Sonne bereits um zwei Uhr unterging. Zugleich bot dieser einen Blick auf ein von Spalten und Höhlen durchzogenes Felsgelände. Eine Viertelstunde brauchte Jakob vom Haus bis zur Felswand, zum Wasserfall, der nur bei starkem Regen richtig Wasser führte und sonst ein schmales Gerinnsel war, das den Fels ausgehöhlt hatte.

Sie trafen sich an der Station, bestiegen den Kienbergkopf, folgten dem Kamm, links der Abgrund, rechts steile Wiesen, zum Drachenloch. Dieses Drachenloch war eine Felsbrücke und von St. Leonhard aus sah man darunter ein Stück Himmel. An schönen Sonntagen fuhren viele Menschen mit der Eisenbahn aus Salzburg hinaus und wanderten hinauf, um den Ausblick zu genießen. Der Untersberg liegt an der Grenze zwischen Salzburg und Bayern. Durch das Drachenloch hindurch schaute man hinunter auf die Lagerstraßen. Mit An-

strengung war eine Vielzahl der Menschen zu erkennen, die sich dort bewegten. Zehntausende, die nicht freiwillig hier waren.

„Was wäre gewesen, wenn Deutschland und Österreich-Ungarn nicht verbündet wären in diesem Krieg? Im Krieg können sich die Verhältnisse sehr schnell ändern. Wer hat mit dem Verrat Italiens gerechnet?“, setzte Jakob wieder zu einem Gespräch an.

Womöglich wäre das riesige Lager Grödig woanders errichtet worden, damals war es weit weg von allen Fronten. Im Lager lebten hauptsächlich russische und serbische Kriegsgefangene. Vom Berg aus war die Ansammlung der Baracken um die Lagerstraßen zu sehen, auch die alles überragenden Wachtürme. Nicht jetzt, Jakob und Zilli saßen an der Hinterseite und blickten Richtung Berchtesgadener Hochthron und ins Tal Richtung Schellenberg.

Zilli war empört: „Wer hat mit dem Kriegseintritt Bulgariens gerechnet? Wer hat mit dem Kriegseintritt des Osmanischen Reiches gerechnet? Wer hat überhaupt mit dem Krieg gerechnet?“

Jakob wollte Zilli nicht widersprechen. Er sagte nur, was damals viele meinten. Ihm war das Schweigen unangenehm. Er war für den Krieg. Schon vorher machte er öfters „strategische Planungen“, auf Landkarten Pfeile einzeichnen über vorrückende Armeen. Einmal im Geschichtsunterricht, sie besprachen gerade eine Friedensphase, fragte er den Lehrer, wann denn endlich wieder ein Krieg komme, nicht so etwas Langweiliges. 1914 war Jakob begeistert. Endlich weg von der Normalität. Aber je länger der Krieg dauerte, desto langweiliger wurde der. Die Meldungen blieben Tag für Tag die gleichen: Erfolge der eigenen Armeen und Niederlagen der Feinde.

Zum Glück redeten sie über etwas anderes. Jakobs Vater war Lehrer, nicht gerade gut situiert, verdiente aber für diese Kriegstage genug zum Leben.

Zilli arbeitete als Dienstmädchen in einer Villa in Anif. Die Hausangestellten trafen sich an ihren freien Sonntagen oft auf den Wiesen südlich der Stadt Salzburg. Zilli hielt sich meist von den andern fern und unternahm lieber etwas mit ihrer Freundin Steffi. Sie kannten sich von ihrer vorherigen Herrschaft. Steffi war zwei Jahre älter und hatte genug vom Dienstmähdchendasein, von den Anzüglichkeiten der Hausherren und den sexuellen Avancen der Söhne. Sie war nicht prüde, aber die Verfügbarkeit, die von ihr erwartet und verlangt wurde, wollte sie nicht mehr aushalten. Darum nahm sie gerne die Arbeit in der Tabakfabrik in Hallein an. Zehn Stunden Arbeit, einen fixen Lohn und Lebensmittelkarten. Die dortigen „Tschikweiber“ hatten den Ruf, sehr selbstbewusst zu sein und von einer lockeren Lebensart. Bereits vor dem Krieg zogen es viele Mädchen und junge Frauen vor, in die Fabrik zu gehen statt zu einer Herrschaft.

Sie waren beide von dieser Herrschaft weggegangen, und Zilli bekam im Gegensatz zu Steffi ein Zeugnis, weil sie den Mund hielt. Das neue Dienstverhältnis in Anif war angenehmer als das vorige und besser bezahlt. Es war ein Frauenhaushalt. Der Herr war Beamter, der selten da war, die beiden Söhne versahen irgendwo ihren Dienst als Offiziere. Die Hausherrin kümmerte sich meistens um nichts. Unangenehm konnte sie werden, wenn sie besonderen Besuch erwartete, Beamte oder Staatsbedienstete, die für die Karriere ihres Mannes wichtig waren.

Steffi und Zilli waren auf einer Decke in der Wiese gesessen. Zilli brachte Brot, Käse und Obst von den Herrschaften mit. In dieser Zeit war das etwas Besonderes. Jakob saß nicht weit davon mit seiner Familie, und Zilli lächelte ihm zu. Er versuchte, eine freundliche Miene zu machen, aber es war verkrampft, seine Lippen blieben schmal und verbissen und zogen sich nur leicht zur Seite. Es war der schüchtern misslungene Versuch eines freundlichen Lächelns.

Als Steffi sich kurz hinter die Büsche geschlagen hatte, schlenderte Jakob herüber und sagte irgendwas. Ein seltsamer Annäherungsversuch. Er erzählte, dass er nicht allzu weit von hier wohne, und Zilli berichtete von ihrer Hausherrnenfamilie hier in Anif. Als Steffi wieder zurückkam, erzählte diese davon, dass sie nach zehn Stunden Arbeit oder mehr ordentlich müde sei, aber es gäbe wenigstens regelmäßig Geld und dass alles besser sei, als Dienstbotin zu sein in den Familien.

„Außerdem ist das in der Fabrik genauso Mädchenarbeit, weil wir die zarteren Hände haben zum Wuzeln.“ Sie machte dabei mit den Händen rollende Bewegungen und begleitete das mit einem lauten Lachen, damit niemand auf die Idee kommen konnte, diese Aussage ernst zu nehmen. „Kaputt werden die Hände im Haushalt genauso wie in der Fabrik, nichts ist das mit den zarten Händen.“

„Magst du mir nicht nächsten Sonntag den abgebrannten Kienbergkopf zeigen?“, fragte Zilli schließlich. Und so kam Jakob zu seinem erstaunlichen ersten Rendezvous, und nun saßen sie dort im Gras.

Als sie hinunterspazierten, sprach Zilli neuerlich vom Krieg: „Die Steffi ist viel politischer, die hätte dir ordentlich den Kopf gewaschen.“

Jakob errötete: „Ich bin nicht für diesen Scheißkrieg. Aber jetzt sind wir nun einmal in der Situation, wir müssen gewinnen.“ Er vermied das allseits gebrauchte Wort „Siegfrieden“. „Oder was wäre, wenn die Russen ...“

„Die dort unten im Lager? Was können die dafür?“

„Die sind vom Zaren in den Krieg gezwungen worden.“

„Und unsre Soldaten nicht?“

Zum Glück wurde der Weg wieder schmaler, sie konnten nicht mehr nebeneinander laufen. Es waren doch die Mittelmächte, die Ende 1916 einen Frieden anboten? Jakob sagte Zilli nicht, dass er sich für eine Offizierslaufbahn als Einjährig Freiwilliger gemeldet hatte. Nächstes Jahr im Sommer, nach

der Matura. Seine Motive waren verschiedene: von daheim weg, etwas erleben, die Privilegien der Offiziere, schon auch Interesse am Militärischen. Und was er niemandem sagen würde: Wenn er kommandieren lernt, würde er seine Schüchternheit ablegen.

Bei der Station verabschiedeten sie sich. Das wäre die Gelegenheit, ihr einen Kuss zu geben. Jakob traute sich nicht. Zilli nahm seine Hände und küsste ihn leicht auf die Wange.

„Servus, bis zum nächsten Mal.“

Das war es also. Jakob war unfähig, sich ein weiteres Treffen auszumachen. Sie würden sich wieder auf der Wiese treffen. Oder auch nicht.

Die Schüler

Früher wollte Jakob Naturforscher werden, jetzt Schriftsteller, vielleicht Reiseschriftsteller. Das war ja nicht so weit weg vom Forschen im Urwald oder in den Savannen Afrikas Abenteuer erleben. Sein Lieblingsautor war Karl May. Er las alle Bücher seines Vaters, und als er kein neues mehr hatte, erfand er selber eine Geschichte, zeichnete eine Route auf einer Karte ein, fand einen Titel und schrieb. Er „modernisierte“ die Geschichte und ließ die Reise mit dem Fahrrad beginnen, weil er selbst nicht reiten konnte. Er kam nicht weit: eng beschriebene zweieinhalb Seiten.

Er wollte echte Literatur, zum Beispiel Goethe, lesen. Karl May nur als Entspannung. Es war schwierig, sich in die klassische Sprache einzufinden. Wie oft wusste er nach drei Seiten nicht mehr, was er gerade gelesen hatte. Die mangelnde Konzentration bezog er darauf, dass er so viel onanierte. Er teilte sich ein Zimmer mit seinem Bruder und war froh, wenn dieser nicht da war. Für die Nacht entwickelte er eine Technik, es ganz leise und unbemerkt zu machen. Untertags bestand zusätzlich die Gefahr, im Zimmer von der Mutter überrascht zu werden. Seine Eltern redeten nie über so etwas Schmutziges, so auch nie über ein Verbot. Jakob hatte trotzdem das Gefühl, etwas Böses zu tun: der Geruch, den er eigentlich mochte, und die Flüssigkeiten. Einmal versuchte er, es einige Tage nicht zu tun. Das wäre eben Gewohnheit und danach würde das Bedürfnis abnehmen. Er konnte sich später nicht einmal mehr erinnern, ob er die drei Tage

durchhielt, konzentrierter wurde seine Lektüre nicht. Er fand sich damit ab und passte nur mehr auf, nicht erwischt zu werden.

Seine Fantasien bezogen sich fast nur auf Frauen und Mädchen. Wie er sie küsst, obwohl er noch nie geküsst hatte. Oder er träumte von den nackten Brüsten der eingeborenen Frauen, die er aus den Büchern über Forschungsreisen zu den Naturvölkern kannte. Das war für Burschen, die keinen Zugang zum weit verbreiteten pornografischen Material hatten, die einzige Möglichkeit, nackte Brüste zu sehen. Jakob machte sich keine Gedanken, warum exotische Frauen im Gegensatz zu einheimischen ihre Brüste zeigen durften. Oder mussten? Naturvölker halt, keine richtigen Menschen, keine richtigen Frauen. In seinen Fantasien konnte Jakob nicht von Zilli träumen. Er interpretierte das als Verliebtsein. Weil onanieren schmutzig war.

Das Gymnasium in Salzburg war eine Bubenschule. Jakob war meistens früher da, weil er mit dem nächsten Zug zu spät kommen würde. Hinter ihm saß Hartmut, eine unauffällige Person. Rundlich mit Brillen, aber beweglich und flink. Er wurde Hacki genannt. Das klang abenteuerlich, so wie im Wilden Westen. Sie sprachen manchmal über ihre gemeinsamen naturforscherischen Interessen.

Jakobs Nachbar auf der anderen Seite, durch einen Gang getrennt, war Peter, den er heimlich bewunderte. Der hatte etwas Dandyhaftes. Er war der Erste, von dem alle wussten oder zu wissen glaubten, dass er eine Freundin hat. Er war sehr beliebt und verstand es, sich ins Zentrum zu stellen. In den Pausen oder am Nachmittag hielt er kurze Lesungen von „verbotenen“ Büchern: Josefine Mutzenbacher, Otto Weininger, Friedrich Nietzsche, Expressionistisches. „Das Leben revolutionieren, in der Sprache und in der Erotik.“

Peter war oft von Schülern umgeben, die zu seinem engeren Kreis gehörten, und anderen, die etwas von den „wichtigen“

Gesprächen zu erhaschen suchten. Auch Jakob hätte gerne mehr mitgehört. Die Gruppe um Peter war im Jahr davor bei kleinen Rebellionen dabei. Aber alle waren sie nur Mitläufer, maßgeblich aktiv waren zwei später von der Schule verwiesene Burschen: Friedrich und Karl-Heinz. „Aktionspunkte“ für die Störung der Lehrer wurden vergeben, die meisten gewannen natürlich Friedrich und Karl-Heinz, ein „Liebesmanifest“ wurde verlesen. Einige verabredeten sich dazu, nackt baden zu gehen. Jakob wäre gerne dabei gewesen, um die anderen Buben so zu sehen.

Der Schulwart wurde boykottiert. Einige Schüler blockierten den Zugang, weil angeblich das Essen schlecht war. Der Auflauf wurde durch einen anonymen Zettel am Schwarzen Brett angekündigt, der von den Lehrern gleich wieder beseitigt, wieder aufgehängt und wieder beseitigt wurde: „Versammlung gegen das grausame Essen. Freitag, große Pause, vor dem Schulwart.“ Die Menge stautete sich im Gang und auf den Stiegen. Das Geschrei des Deutschlehrers beendete den Aufruhr, und auch die große Pause war vorbei. Die Rädelsführer aus einer anderen Klasse wurden wahrscheinlich bestraft. Friedrich und Karl-Heinz waren damals ganz vorne dabei, während sich Jakob wie viele andere im Hintergrund hielt. Nachdem die beiden Auffälligen zum Ende des Schuljahres aus der Klasse entfernt wurden, hatte diese den Ruf, brav zu sein.

Natürlich war das Essen kriegsbedingt schlecht. Jakob konnte trotzdem nicht verstehen, warum es den anderen nicht schmeckte. Das hatte vermutlich mit deren sozialer Position zu tun. Die meisten waren aus einem besseren Elternhaus, sogar einen Adligen hatten sie in der Klasse. Das Essen änderte sich natürlich nicht, im Gegenteil, durch den andauernden Krieg wurde es im folgenden Winter noch düftiger.

Als Peter einmal aus der Mutzenbacher vorlas, versuchte Jakob, möglichst viel mitzukriegen. Alle wussten, dass in diesem Buch über Sex und Erotik geschrieben wurde, aber

in den vorgelesenen Abschnitten war nichts davon zu hören. Es schien, als wollte Peter die literarische Qualität des Textes betonen.

Peter kam immer sehr knapp vor dem Unterricht, wenn nicht überhaupt zu spät, mit der Ausrede, er wohne so weit draußen. Als er einmal früher da war, erzählte er mit Begeisterung von seinem Rendezvous am vergangenen Wochenende. Er sei nach Anif hinausgefahren. Jakob hatte keinen Namen verstanden. Vielleicht nannte er ihn auch nicht. Aber er musste sofort an Zilli denken und bemühte sich angestrengt, mehr zu hören. Er verfluchte seine Schüchternheit. Er hätte sich so gerne wieder mit ihr getroffen. Im Sommer war er noch einige Male auf der Wiese, aber das Wetter war wohl nicht schön genug. Er hatte nicht einmal eine Adresse, sonst könnte er einen Brief schreiben. Wahrscheinlich hätte er sich das auch nicht getraut.

„Ruhe! Wir sind keine Judenschule!“, brüllte der Deutschlehrer und beendete das laute Stimmengewirr. Die beginnende Stunde konnte Jakob nicht von Zilli ablenken. Die Eifersucht wühlte in seinem Unterleib. Er träumte vor sich hin, ohne dass es auffiel. Ein Grund für seine schlechten oder mittelmäßigen Noten war, dass er nie aufpasste und auch die Hausaufgaben erst in der Schule abschrieb.

Die Schule ging weiter. Der Krieg ging weiter. Der Hunger im Winter kam wieder.

Jänner 1918

Jakobs Onkel war ein Alldrötscher, kein Freund der Monarchie und der katholischen Kirche. Er sammelte alle möglichen Zeitungen, auch die der „Feinde“, wie er sagte: zum Beispiel die Arbeiterzeitung. In den Weihnachtsferien hatte Jakob Gelegenheit, in den Stapeln der letzten Jahre und Monate zu wühlen. Die Kriegsnachrichten interessierten ihn, sie ähnelten sich aber: italienische Front, die Front im Westen, Seekrieg, die türkische Front. 1917 endlich Abwechslung durch den Zusammenbruch des Zarenreiches. Früher hielt Jakob den Frieden für langweilig, jetzt war es der Krieg. Da interessierte ihn schon mehr das Attentat von Friedrich Adler. Im Oktober 1916 erschoss der Sohn des bekannten sozialdemokratischen Führers Victor Adler den k. k. Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh im Wiener Hotel Meißl und Schadn. Neben der Person des Attentäters interessierten sich die Zeitungen besonders für das Mittagessen des Ministers: Suppe, Rindfleisch mit Gemüse und Zwetschgenpudding. Luxuriös in dieser Zeit des Hungers.

Der Prozess im Mai 1917 erregte großes Aufsehen. „*Nie hat ein Mörder solch einen Erfolg gehabt*“, schrieb eine konservative Zeitung. Die Neue Freie Presse druckte den ganzen Prozessverlauf ab und die Rede Friedrich Adlers. Selbst die Arbeiterzeitung betonte die Abrechnung mit der sozialdemokratischen Partei. Jakob konnte sich der Faszination des Attentats nicht entziehen, obwohl er sich bisher überhaupt nicht als links verstand oder verstehen wollte. Jetzt

interessierte er sich dafür, dass 1917 das erste Mal im Krieg am Ersten Mai die Arbeit niedergelegt und Versammlungen abgehalten wurden. Da Jakob den ganzen Packen Zeitungen las, schien alles zusammenzugehören: der Hungerwinter 1916/1917, die Februar-Revolution und das folgende Chaos in Russland, der Adler-Prozess, Erste-Mai-Kundgebungen.

Die Arbeiterzeitung vom 9. November 1917 war begeistert von der Oktoberrevolution: *„Eine Revolution für den Frieden. Ein Ereignis von gewaltigster Bedeutung hat sich heute vollzogen. Die Petersburger Arbeiter und Soldaten haben die Regierung der Bourgeoisie verhaftet, gegen den flüchtigen Kerenski einen Haftbefehl erlassen, die Staatsgewalt an sich gerissen. Zum ersten Mal seit dem blutigen Ende der Pariser Commune von 1871 ist eine europäische Hauptstadt in den Händen des Proletariats. [...] Unsere leidenschaftlichen Wünsche sind heute bei unsren russischen Brüdern! Siegen sie in dem Kampfe, den sie so kühn begonnen haben, so beginnt eine neue Epoche im Befreiungskampf des internationalen Proletariats! In Rußland geht es heute um unsere eigenste Sache: vor allem um die Frage des F r i e d e n s .“* Der Artikel ließ offen, ob die Revolution siegreich sein werde, weil erst die Macht in St. Petersburg übernommen wurde und unsicher war, wie sich die Verhältnisse im übrigen Russland entwickeln würden. Jakob wusste schon mehr, im Jänner existierte die bolschewistische Macht bereits zwei Monate.

Jakob war von „der Tat“ fasziniert, darum war er für den Krieg. Jetzt ging es aber nicht um einen langweiligen Frieden, sondern um die Revolution. Außerdem verstand er inzwischen auch den Wunsch nach Frieden. Die vielen Invaliden auf der Straße, die vielen, die nicht mehr zurückgekehrt sind. Seine Familie war noch kaum betroffen, ein Onkel war im Feld, sein Vater und sein zweiter Onkel waren entbunden. Er selbst und sein Bruder sollten erst im Laufe des Jahres 1918 einrücken. Die weitere Verwandtschaft der Mutter in Wien hatte

bereits Gefallene zu beklagen, die kannte Jakob aber weniger.

Der Bericht von der riesigen Friedenskundgebung der Sozialdemokratie am 11. November in Wien begeisterte Jakob. Zehntausende fanden im Konzerthaus keinen Platz mehr und mussten auf den Eislaufplatz daneben ausweichen. Am meisten faszinierten Jakob die zensurierten Stellen: *„In den Zügen, die auf den Eislaufplatz marschierten, wurden Tafeln mit Inschriften getragen. Auf einer, die die Jugendlichen von der Landstraße trugen, stand:“* Weißer Fleck, das Ende konnte wieder gelesen werden: *„den internationalen völkerbefreienden Frieden. Und auf der Rückseite:“* Weißer Fleck. *„Diese Tafel war unterwegs dreimal von der Polizei beanstandet worden.“* Jakob wäre neugierig gewesen, was dort stand. Wurde der bewaffnete Aufstand gefordert oder die proletarische Revolution? Die zensurierten Stellen beflügelten seine Fantasie.

Im Jänner redeten die Leute viel über die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, die die Mittelmächte mit Russland und der inzwischen unabhängigen Ukraine führten. An einem Sonntag fuhr Jakob in die Stadt. Er wusste von einer sozialdemokratischen Friedenskundgebung in einer Gastwirtschaft in der Nähe des Bahnhofs. Vor dem Lokal waren fast nur Frauen zu sehen. Jakob mischte sich unter die Wartenden, traute sich aber nicht hinein. Er war zwar neugierig, wollte aber nicht mit der Kundgebung identifiziert werden. So fuhr er wieder nach Hause.

Am Abend tauchte Onkel Hubert bei seinen Eltern auf. Er hatte ihn offenbar bei dieser Kundgebung gesehen: *„Wie kannst du dich bei so einer weibischen Veranstaltung aufhalten? Du wirst selbst einmal einen Rock anhaben!“*

„Aber ich hab doch nur geschaut.“

„Weiber sind zum ..., du weißt schon! Aber lass dich nie mit solchen Friedensfurien ein.“

Jakob konnte und wollte nichts mehr einwenden. Seine Rechtfertigungsversuche blieben kläglich. Er wusste, wenn

sein Onkel einmal in Fahrt kam, hörte er nicht mehr auf. Außerdem drohte er manchmal mit Schlägen.

„Geh ins Zimmer!“, befahl seine Mutter. Der Onkel drohte damit, den Kontakt zur Familie abzubrechen, wenn er Jakob wieder auf so einer Kundgebung sehen würde. Jakobs Vater sei schuld, weil er viel zu nachgiebig sei und seinen Sohn nicht ordentlich erziehe.

In der Woche nach diesem Sonntag brach der große Streik aus. Zuerst im niederösterreichischen Industrieviertel, weil die Lebensmittelrationen gekürzt wurden, in den folgenden Tagen in Wien und schließlich in vielen Industriegebieten der Monarchie. Ende Jänner im Deutschen Reich. Brot und Frieden waren die Forderungen.

An den Schülern des Gymnasiums ging das nicht spurlos vorüber. Aber die meisten waren zu hochnäsiger, um sich mit dem „Proletariat“ gemein zu machen. Sie hörten von einer Kundgebung gegen Ende der Woche, aber niemand konnte sich vorstellen, dorthin zu gehen. Stattdessen trafen sie sich wie so oft am Nachmittag am Salzachufer. Die Gruppe stand im Schnee, es war nicht mehr besonders kalt, weil gerade kein Wind wehte. Sie redeten über Gott und die Welt und kamen auch auf den Streik zu sprechen. Hacki meinte, das sei alles eine jüdisch-bolschewikische Verschwörung, und die Frauen würden nicht die Notwendigkeit des Krieges erkennen. Jakob widersprach vorsichtig, dass er das Elend sehe und den Wunsch nach Frieden verstehen könne und darum auch die Streikenden.

Da mischte sich ein Typ ein, der einen der Schüler um Feuer für seine Zigarette gebeten hatte: „Wenn es eine jüdische Verschwörung gibt, hat sie den Mittelmächten doch gar nicht geschadet. Oder?“

Der Typ sah genauso aus, wie sich Jakob einen Juden vorstellte. Eine große gebogene Nase, hager, mit einem schiefen Lächeln. Außerdem waren seine dunklen Haare lockig und länger. Aber sah er nicht eher aus wie ein jüdischer Bolschewik,

denn in den Karikaturen wurden Juden immer reich und dick dargestellt? In Wirklichkeit hatte Jakob noch nie einen Juden kennengelernt. Er hielt sich nicht für antisemitisch, er sah sich als Humanisten im Sinne Goethes oder Lessings, obwohl er „Nathan der Weise“ nicht gelesen hatte. Er wusste aber, dass es dort um den Antisemitismus ging. Vielleicht war es der Widerstand gegen seinen Onkel, der die „jüdische Rasse“ wirklich hasste. Einmal zeichnete Jakob eine „schöne Jüdin“: Sie entsprang allein seiner sexuellen Fantasie. Hatte das mit der Fremdheit zu tun? Sowie die nackten Brüste der Frauen der Naturvölker?

Jakob befürchtete, Hacki werde aggressiv werden, denn er wurde unruhig, stieg von einem Bein auf das andere, sagte aber nichts mehr. Peter gab der Diskussion um den Streik eine arrogante Wendung: „Natürlich muss das Proletariat aufstehen. Natürlich müssen die Frauen aufstehen. Sie sind ein Mittel zum Zweck für die echte Revolution, für die geistige Revolution. Sie sind Teil der Umwertung aller Werte. Die entscheidenden Veränderungen finden im Geiste statt. In der Literatur und in der Kunst. Der Krieg war notwendig, und der Krieg muss zur Revolution werden!“

Der Fremde hatte aber auch seinen Nietzsche gelesen: „Das ist Elitedenken und nach drei Jahren Krieg völlig realitätsfern. Für dich gibt es offensichtlich keine Gesellschaft. Wer produziert dein Essen, wer produziert deine Kleider, wer produziert die ganzen Waffen? Die Arbeiter!“

Jakob dachte an Zilli und Steffi: „Und die Arbeiterinnen.“

„Natürlich die Arbeiterinnen, und die demonstrieren jetzt da drüben für mehr Essen und gegen den Krieg.“

Hackis jüdischer Bolschewismus war kein Thema mehr. Jakob fand den Fremden unsympathisch, aber er war gut in seiner Argumentation, und er hatte recht. Der verabschiedete sich: „Servus. Vielleicht sehen wir uns wieder einmal. Und hoffentlich nicht an der Front.“

Jossel

Durch Grödig marschierten Soldaten. Es war April, Osterferien. Aufruhr im Lager III. Dort waren keine Kriegsgefangenen interniert wie in Lager I und II, sondern Flüchtlinge aus dem Osten der Monarchie, hauptsächlich aus Galizien. Es sprach sich schnell herum, dass etwas los sein musste, und viele Ortsansässige sammelten sich, um dem Spektakel des einrückenden Militärs zuzuschauen.

Die Menge war ruhig, um nicht zu sagen gleichgültig. Niemand fühlte sich durch das Militär bedroht, denn die, gegen die es sich richtete, waren die anderen. Die Flüchtlinge stammten zwar aus der österreichischen Reichshälfte, aber vom ganz anderen Ende, mit ganz anderen Sprachen und Religionen. Sie hatten wohl mehr Ähnlichkeit mit den russischen Kriegsgefangenen in den Lagern I und II. Außer, dass es hauptsächlich Familien waren, Frauen und Kinder.

Jakob stand dabei und hörte, was die Leute sagten: „Das sind Juden, die auf unsere Kosten leben. Denen geht es gut, während wir hungern. Wir Österreicher ernähren sie gut, aber die Juden unterschlagen alles. Die sollen wieder zurückgehen nach Galizien. Die sollen gleich nach Russland gehen. Das sind alles bolschewistische Agitatoren!“ Einige wenige zeigten Verständnis: „Das sind arme Teufel, die was essen wollen, Frauen und Kinder.“

Jemand tippte Jakob auf die Schulter: „Servus.“ Es war der Fremde, den sie damals in Salzburg trafen: „Wie heißt du eigentlich? Du hast damals ganz vernünftig argumentiert.“

„Jakob.“

„Ich bin Jossel. Verwandte von mir leben im Lager. Ich war heute Vormittag noch drinnen.“

„Was ist denn überhaupt los?“

„Na, es hat einen kleinen Aufstand gegeben.“

„Die Leute sagen, dass die selber schuld sind, weil die Verwaltung von ihnen ist.“

„Es kann schon sein, dass sich manche was abgezweigt haben. Aber sie haben zu wenig ausgegeben. Die Frauen haben dann die Verteilstelle gestürmt. Die Lagerwache hat vermitteln wollen. Denen haben sie die Waffen weggenommen. Zum Glück haben die nicht geschossen. Einige hundert haben sich dann verschanz und die andern demonstriert.“

„Wie bist du rausgekommen?“ Stacheldrahtzaun umgab das ganze Lager.

„Wie es geheißen hat, dass das Militär kommt, haben sie den Eingang verbarrikadiert, da war ich grad draußen. Überhaupt ist das nicht so wie bei den Kriegsgefangenen. Da wird schlampig kontrolliert. Raus- und reinkommen ist ganz leicht.“

Etwas später, schon gegen Abend, hieß es, das Problem habe sich gelöst, die Protestierenden hätten eingesehen, dass der Aufruhr nichts bringt. Zusätzliches Mehl wurde ausgegeben. Am nächsten Tag sollten auch die Armeeeinheiten wieder abziehen.

„Ich muss nach Salzburg und dann wieder nach Wien, du kannst mich zur Station begleiten“, meinte Jossel.

Jakob erzählte von sich. Dass er fortschrittlich sei, eigentlich modern, so mit der Technik und mit der Literatur, aber nicht so politisch, von seinem deutschnationalen Onkel und dass er dort die Zeitungen gelesen und sich für die Russische Revolution interessiert habe. Die habe ihn schon fasziniert, aber er kenne keine Revolutionäre.

Auch Jossel erzählte von sich. Er war als 17-Jähriger zu Beginn des Krieges mit seinen Eltern und Geschwistern

aus Galizien geflohen. Im Lager wurde er Mitglied bei der jüdisch-nationalistischen und linken Poale Zion und in Wien beim sozialdemokratischen Verein Jugendlicher Arbeiter. Organisationen, von denen Jakob noch nie gehört hatte. Dort habe er Menschen kennengelernt, die mit der Partei unzufrieden waren. Für Jakob war es neu, dass es mehr gab als die Sozialdemokratie. Von den Bolschewiken hatte er schon gehört, aber die stellte er sich als wilde russische Kerle vor. Oder als Juden?

„Und warum warst du im Jänner in Salzburg?“

„Das war wegen des Streiks. Weil ich Frauen kenn, die in Hallein arbeiten, bin ich hergeschickt worden, um Kontakt aufzunehmen. Ich war damals übrigens auch in Grödig, sollte die Vertrauensleute von den Steiner-Werken treffen. Hat aber nicht geklappt. Ich weiß gar nicht, ob die wirklich gestreikt haben.“

Sie kamen bei der Station an. Jakob fragte Jossel nach seiner Adresse, denn er plante nach der Matura einen Ausflug nach Wien und mittlerweile fand er Jossel sympathisch. Und er interessierte sich auch für ihn, weil er linksradikal war.

Jossel sagte, er habe keine feste Adresse. Jakob war enttäuscht, weil er ihm nicht zu trauen schien. „Schau zu den Kriegsgemüsegärten auf der Schmelz. Dort findest du mich vielleicht.“

Zum Abschied drückte er ihm noch ein Flugblatt in die Hand: „Das haben wir beim Jännerstreik verteilt.“

Jossel stieg in den Zug und Jakob versteckte das Papier in seiner Tasche. Er vergewisserte sich mehrmals, dass niemand sehen konnte, was er da hatte. Er fühlte sich als Teil einer geheimnisvollen Verschwörung. Nicht wirklich, nur ein bisschen. Daheim holte er das Flugblatt heraus und war ganz aufgeregt, als er es las:

„*Das Volk steht auf*“, war es betitelt, Waffenstillstand wurde gefordert, die Wahl von Friedensdelegierten durch das Volk,

die Freilassung Friedrich Adlers und anderes. Es endete mit:
*„Lasst alle Räder stillstehen! Scharf Euch zusammen auf Straßen
und Plätzen! Wählt Arbeiterräte, so wie in Rußland! – und der
Massengewalt der Proletarier wird der Sieg gehören! Proletarier
aller Länder vereinigt Euch!“*

Das Flugblatt begeisterte ihn. Schon im Jänner wollte Jakob Revolutionär werden. Jetzt hatte er endlich einen getroffen, und der fuhr nach Wien.

Im Frühjahr 1918 verzeichneten die Mittelmächte Erfolge: Friedensschluss mit Rumänien, deutsche Heere weit im Osten, Offensiven in Frankreich. Die Russische Revolution schien den Siegfrieden näher gebracht zu haben. Die Strahlkraft der Oktoberrevolution verblasste. Aber immer wieder traten Versorgungsschwierigkeiten auf, trotz der eroberten landwirtschaftlichen Gebiete im Osten. Alles blieb, wie es war.

Für die Schüler waren Frauen und Mädchen wichtiger. Nur Peter sprach manchmal von der Revolution. Jakob sagte nur selten etwas dazu.

Seine Maturanoten waren wie zu erwarten mittelmäßig. In Latein wurde er durchgeschoben, weil ihn der Lateinlehrer mochte, wegen seiner philosophischen Diskussionen.

Wien im Juni

Es war ein Freitag, als Jakob die Eisenbahn nach Wien nahm. Die Reise bezahlten ihm seine Eltern, für die bestandene Matura. Er sollte bei Verwandten der Mutter wohnen und ins Theater gehen.

Als sich der überfüllte Zug Wien näherte, wurde Jakob immer aufgeregter. Die Stationen Purkersdorf, Purkersdorf Sanatorium lagen noch im Wiener Wald. An den Hängen viele Villen. Später, näher der Stadt, abwechselnd Zinskasernen und kleine Gärten mit Holzverschlagen, manchmal richtigen Hütten, die Kriegsgemüseärten. Dazwischen Hallen mit Manufakturen oder Fabriken. Jakob wusste, dass Wien groß war, aber dass es aussieht, als begänne der Bahnhof fünf oder zehn Minuten vor der Ankunft, war doch erstaunlich. Wie viele Schienen hier parallel liefen, auf denen sich dauernd Züge bewegten.

Am Bahnhof wartete seine Tante Hilde. Sie hatte eine Wohnung in Mariahilf. Es war nicht weit bis zur Gumpendorfer Straße, und Jakob hatte nicht viel Gepäck. So war es kein Problem, zu Fuß zu gehen. Die Gebäude, an denen sie vorbeigingen, waren größer als die in Salzburg. Das Haus, in dem Tante Hilde wohnte, war vor ungefähr fünfzehn Jahren erbaut worden, die Fassade mit allerlei Figuren verziert. Es wirkte sehr repräsentativ, obwohl der Fassadenschmuck aus dem Katalog gekauft wurde, wie Tante Hilde bemerkte. Sie stiegen in den dritten Stock. Dort wohnten in einem großen und drei kleinen Zimmern Tante Hilde und ihre beiden Töchter, Agnes

und Hermine, 19 und 15 Jahre alt. Onkel Hugo geriet bereits am Anfang des Krieges in russische Gefangenschaft. Wenn der an der Front in Italien dienende Sohn Otto Urlaub hatte, schliefen die beiden Töchter in einem Raum. Auch jetzt wurde das Zimmer der jüngeren Hermine für Jakob freigemacht.

Jakob erinnerte sich an eine Szene vor einigen Jahren, als die Mädchen bei ihnen auf Besuch waren. Er wusch sich gerade in der Küche und war nackt. Als er sich abtrocknete und schnell ins Wohnzimmer huschen wollte, um seine Hosen zu holen, saßen dort Agnes und Hermine. Wahrscheinlich auch Tante Hilde, er konnte sich nicht erinnern, denn Erwachsene waren ihm in dieser Situation egal. Die beiden Mädchen lachten. Seither mochte er sie nicht, weil sie ihn nackt gesehen hatten.

„Du musst natürlich zur Ringstraße, und in den nächsten Tagen musst du dir den Stephansdom anschauen“, meinte Tante Hilde, als sich Jakob am Abend zu einem kleinen Rundgang aufmachte.

Er spazierte ein Stück stadteinwärts und geriet in ein Rotlichtviertel um die Magdalenenstraße. Ein Lokal reihte sich an das andere. Viele Soldaten waren da, auch Offiziere, einzeln oder in Gruppen, und überall leicht bekleidete Frauen in den Eingängen und auf der Straße. Jakob versuchte, sich gleichgültig zu verhalten. Aus den Augenwinkeln schaute er begierig auf die weiblichen Körper. Oder er wandte seinen Blick, wie aus Versehen, zu ihnen hin. Nach einem Bogen auf die andere Seite des Wienflusses, vorbei an einem Kaffeehaus mit dem Namen Rüdigerhof, kehrte er wieder zurück und schlenderte noch einmal durch dieselbe Straße. Als ihn später Tante Hilde fragte, wo er war, sagte er: „Ich bin nur herumgegangen, bei der Wien und so, ich weiß es nicht genau.“

Am Samstag schlief er länger. Nach dem Frühstück ging er nicht in die Innenstadt, sondern stadtauswärts. Er wollte zu den Kriegsgemüsegärten auf der Schmelz. Tante Hilde war gar nicht begeistert, als er nach dieser Gegend fragte.

„Dort sind lauter Proleten, viele Verbrecher. Das fängt gleich hinter dem Bahnhof an.“ Vor dem Krieg war der Truppenübungsplatz „Auf der Schmelz“ hauptsächlich Gstättn, jetzt war er mit Kleingärten übersät. Jakob ließ sich nicht aufhalten. Und für so gefährlich dürfte es Tante Hilde auch nicht gehalten haben, und vor allem konnte sie nicht Nein sagen.

Steffi

Eher weiter draußen, in der Nähe der Hütteldorfer Straße, hatte Jossel gesagt. Er erreichte den Westbahnhof, ging die Felberstraße entlang, ein Stück hinüber zur Märzstraße und weiter stadtauswärts. Überall Zinskasernen. Obwohl die Menschen ärmlicher erschienen als in Mariahilf, waren auch hier die Fassaden repräsentativ verziert. Aus dem Katalog eben. Er drängte sich durch die vielen Leute am Meiselmarkt. Am Ende des Marktes überlegte er, ob er Richtung Schmelz abbiegen sollte.

„Servus Jakob!“ Jakob blieb stehen. Eine Frau in einem weißen Hemd, das schon grau war, saß am Randstein in der Sonne und blinzelte Jakob zu.

„Kennst du mich nicht?“ Jakob spürte, wie Hitze in ihm aufstieg. Und er hoffte, dass niemand sehen würde, wie er errötete. Eine junge Frau sprach ihn an? Woher sollte er sie kennen?

„Ich bin's, Steffi.“ Welche Steffi? „Wir haben uns in Hellbrunn getroffen, ich war dort mit der Zilli.“

„Na, freut mich!“ Er gab ihr die Hand. Sie lachte, und es war ein lautes Lachen. So stellte er sich „dreckiges Lachen“ vor.

Steffi erzählte, dass sie in Hallein aufgehört und in der Blumauer Pulverfabrik angefangen habe, nach dem großen Unglück. Im Juli 1917 ereignete sich dort eine verheerende Katastrophe. Bei Explosionen, die zwölf Stunden andauerten, starben hunderte Menschen, die meisten von ihnen Arbeiterinnen. Heuer habe es ihr dort gereicht. „Seit dem Frühling

bin ich wieder in Wien. Jetzt arbeite ich am Markt. In der Pulverfabrik hat man sich wenigstens darauf verlassen können, dass man regelmäßig bezahlt wird. Aber trotz aller Probleme kommen wir so durch.“

„Wir?“, fragte Jakob.

„Ich bin mit wem zusammen. Der wohnt bei mir. Jossel ist noch in der Arbeit, bei seinem Onkel in der Leopoldstadt.“

„Ist das der Jossel?“ Sie stellten fest, dass sie dieselbe Person meinten. Jakob erzählte von seiner Begegnung in Grödig. Und dass sich die Bevölkerung ganz unmöglich verhalten habe.

„Die glauben gern, dass ihnen Ärmere was wegnehmen wollen. Und die Juden sind sowieso immer schuld.“

„Komm mit“ setzte Steffi fort, „ich wohne um die Ecke. Jossel kommt auch gleich nach Hause, er hört am Samstag früher auf.“

Sie folgten der Meiselstraße. Die Reingasse, wo die Straßenbahn den Berg hinunterfährt, bot einen schönen Blick auf die gegenüberliegende Gloriette, einen Teil des Gartens vom Schloss Schönbrunn. Welcher Kontrast zu den Mietskasernen und Hütten!

Das Haus war dreistöckig. Im ganzen ersten Stock wohnte der Hausherr mit seiner Familie. Das Parterre und die oberen zwei Stöcke waren mit Wohneinheiten belegt. Immer abwechselnd ein Kabinett ohne Fenster und ein Eingang zu einem dahinter liegenden Zimmer, in dem eine Person, manchmal auch zwei oder mehr wohnten. Größere Zimmer-Küche-Kabinett-Einheiten waren an den Ecken. Wasser holten sich die Bewohnerinnen in der Bassena am Gang, die Klos waren ebenfalls draußen. Der Hausherr war erzkatholisch. In einer Nische gegenüber dem Eingangstor hatte er eine Marienstatue aufstellen lassen.

„Viele kennen sich von früher“, meinte Steffi, weil sie alle grüßte, die sie auf den Gängen traf.

„War das geplant oder Zufall?“

„Es ist weder geplant, noch ist es Zufall. Wenn was frei geworden ist, hat das die, die im Haus gewohnt hat, der Nächsten gesagt.“

Steffi wohnte im dritten Stock. Sie teilte sich die Wohnung mit Franz, der ein kleiner Schreiber in einer angeblich wichtigen Kanzlei war. Darum war er vom Kriegsdienst enthoben. Das größere Zimmer, in dem Steffi und Jossel lebten, wies nordseitig auf die Meiselstraße. Die kleine Küche hatte ein Fenster zum Gang, das Licht hereinließ. Das von Franz bewohnte Kabinett bot einen Blick nach Süden, und wären nicht die beiden Nussbäume, könnte er in die Höfe der nächsten Häuser sehen.

„Hier im Haus treffen die Klassenunterschiede direkt zusammen. Hausherr und Arbeiterinnen.“ Es lebten viel mehr Frauen hier, fast alle waren jung und alleinstehend. Aus vielen Wohnungen waren Kinder zu hören.

Franz war zu Hause und hatte die Tür zu seinem Kabinett offen. Steffi stellte ihn vor. „Offiziell bin ich mit Franz verheiratet. Nicht wirklich. Für den Hausherrn. Und Jossel wohnt gar nicht da. Der Hausherr ist ja sehr katholisch. Aber wir haben sowieso viel Besuch, da fällt das nicht auf. Theoretisch darf der Herr ja jederzeit in die Wohnung. Aber er war nie da. Obwohl ich glaub, er hat's mitgekriegt, dass ich was mit dem Jossel hab. Aber er tut so, als merkt er nichts.“

Und dann kam Jossel. Er umarmte Jakob, der dabei steif blieb. In seiner Familie waren Umarmungen, wie körperlicher Kontakt überhaupt, ganz ungewöhnlich.

Er freute sich, Jakob zu treffen. Sie sprachen über alles Mögliche. Steffi erzählte, dass sie wieder einmal kein Geld bekommen hatte, Jossel davon, dass er bei seinem Onkel Benjamin im Lager einer Gemischtwarenhandlung arbeite. Jakob fragte nach, ob Jossel noch bei den Jugendlichen Arbeitern sei, weil er sich nur an diese eine Organisation erinnern konnte.

„Nein. Die sind sozialdemokratisch. Ich bin ja Anarchist.“

Jossel war der erste Anarchist, den Jakob kennenlernte. Er kannte die spektakulären Geschichten über den Anarchismus: über den Bombenleger Ravachol oder über die Bonnot-Bande, die von den Reichen stahl und den Armen gab. Und über die vielen Attentate der russischen Anarchisten und Anarchistinnen. Geschichten, die Jakob faszinierten, so wie viele Jugendliche.

„Die Linken in der Jugendorganisation waren eigentlich in der Leopoldstadt. Ich war ja in der Brigittenau. Aber den Anarchismus hab ich bei meinen jüdischen Genossen kennengelernt. Wir haben dort alles gelesen, was linksradikal war, von Karl Marx bis Michael Bakunin. Kennst du Bakunin? Oder Kropotkin? Steffi, du hast doch die Gegenseitige Hilfe da.“

Steffi holte ein Buch aus einer Lade bei ihrem Bett: Pjotr Kropotkin: Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt. Jakob blätterte darin. „Wie lang bist du noch in Wien? Du kannst dir das Buch für die paar Tage ausleihen.“ Er würde zwar kaum zum Lesen kommen, steckte das Buch aber doch in seine Tasche.

Im Anschluss sprachen sie über das Essen. Jossel lebte nicht legal in Wien, weil er sich unerlaubt aus dem Lager in Grödig entfernte, auch um dem Kriegsdienst zu entgehen. Er hatte zwar den Verdienst bei seinem Onkel, bekam aber im Gegensatz zu Steffi und Franz keine Lebensmittelkarten. So war er ganz auf den Schwarzmarkt angewiesen. Irgendwie waren die drei bis jetzt zurechtgekommen, auch wegen des Tauschhandels mit den Frauen auf der nahen Schmelz, den sogenannten Selbstversorgerinnen. Diese Gärten machten neben anderen im Wienerwald, in der Lobau, in Parks und Höfen das Überleben in Kriegszeiten möglich. Die Hauptnahrungsmittel waren Kartoffeln, Kraut, Obst und Gemüse, entsprechend der Jahreszeit. Brot war streng rationiert.

„Hast du morgen Zeit?“, fragte Steffi, als Jakob gehen wollte. „Wir treffen uns jeden Sonntag auf der Schmelz. Einige Leute. Einfach so. Wir diskutieren auch.“ Und ob Jakob wollte!

Bevor er aufbrach, stellte er eine Frage, die ihn schon länger beschäftigte: „Weißt du was von der Zilli?“

Die Miene von Steffi verfinsterte sich. „Das ist eine lange Geschichte. Setz dich noch fünf Minuten hin. Zilli ist schwanger geworden. Ich hätt ihr eine Engelmacherin vermittelt. Die hätt aber was gekostet. Da hat sie selber herumprobiert, ich glaub mit Stricknadeln. Man kann ja kein Kind kriegen, jetzt im Krieg. Außerdem unehelich und so jung. Ich war ja zu der Zeit in Niederösterreich. Wenn ich in Salzburg gewesen wär, hätt ich den Scheiß verhindert. Sie hat ja niemanden gehabt. Sie hat mit niemandem geredet außer mit mir. Das hat sich entzündet, irgendwie, ich war ja nicht dabei. Ich bin hingefahren, an einem Sonntag. Ist ja nicht so leicht, sich das zu leisten. Bei ihrer Herrschaft habens' gesagt, sie sei nicht mehr gekommen. Ich bin zu ihrer Mutter. Da war's zu spät, da war sie schon tot. Ich hab nicht einmal mehr aufs Begräbnis gehen können. Weil ich hab wieder arbeiten müssen.“

Jakob schluckte, hielt aber die Frage, von wem das Kind gewesen wäre, für unangemessen, obwohl es ihn brennend interessiert hätte.

Zum Abschied gab ihm Steffi einen leichten Kuss auf den Mund und Jossel umarmte ihn. Auf dem Weg nach Mariahilf dachte er an Zilli. Ob sie was mit Peter hatte? Dieses Arschloch.

Die Prostituierte

Beim Essen redeten Agnes und Hermine irgendwas, Jakob passte kaum auf, denn er war in Gedanken bereits bei seinen Plänen für den Abend. Er wollte endlich Sex haben. An seinem vortägigen Spaziergang hatte er eine Lokalität in der Magdalenenstraße ausgemacht, in die er es wagen würde hineinzugehen. Er erwartete, dass das einiges kosten würde, aber einmal im Leben wollte er sich das leisten.

„Dass du nicht zu spät zurückkommst. Damit wir uns keine Sorgen machen müssen.“ Es war ja schon acht, als er wegging.

Er strebte dem ausgewählten Lokal zu. Es sollte so aussehen, als mache er das ganz selbstverständlich. Im Lokal war es dunkel, gedämpftes Licht durch orangefarbene und rote Lichter hinter der Bar und in den Ecken. Auf den Stühlen saßen Frauen in Unterwäsche, schwarz und rot mit Rüschen. Bei manchen konnte man oberhalb des Mieders den Rand der Brustwarzen erkennen. Unschlüssig stand Jakob herum. Eine Frau trat auf ihn zu.

„Na, Herzerl, gehn wir ins Séparée?“

Eigentlich wollte sich Jakob noch umschaun, er war verwirrt und unschlüssig. Nach einer kurzen Pause sagte er Ja.

„Ich bin Desirée. Und wie heißt du?“

Sie hieß sicher nicht wirklich Desirée. Erstaunlich, dass sie sich einen französischen Namen gab trotz des Krieges. Sie zog ihn ins Séparée. Dort setzten sie sich an ein kleines Tischchen, und sie bestellte Champagner.

„Kommen wir zum Geschäftlichen. Mir wäre ja lieber, du

könntest mir was Handfestes geben, das Geld ist ja nichts mehr wert.“ Die Krone wurde dieses Jahr ziemlich abgewertet. Jakob erschien der Gang zur Prostituierten trotzdem billig im Verhältnis zu manchen Nahrungs- und Luxusartikeln auf dem Schwarzmarkt.

Jakob zog die Scheine heraus. Die Bedienung brachte zwei Gläser und stellte sie auf den Tisch. Ein Blick von Desirée bedeutete ihm, dass er diese gleich bezahlen müsse. Jakob gab der Bedienung weitere Scheine. In den Gläsern war billiger Sekt, es kostete aber sicher so viel wie Champagner. Wobei Jakob gar nicht wusste, wie Champagner schmecken sollte.

Er versuchte, sich über Desirée zu beugen, um sie zu küssen. Sie drückte ihn weg. Jakob lehnte sich zurück und machte vorerst gar nichts. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. In der Schule hatten die anderen zwar darüber geredet, er war aber nie richtig dabei. Außerdem waren das oft Andeutungen, wo getan wurde, als müssten alle wissen, worum es geht.

„Du hast das noch nie gemacht?“ Jakob bejahte. Auf die Frage, was er so tue, antwortete er, dass er in Wien auf Besuch sei und dass er gerade die Matura gemacht habe. Sie würde auch studieren, sagte sie, aber als Frau geht das nicht. Sie wollte wohl intellektuelles Interesse zeigen. Inzwischen hatte Desirée ihre Hand auf seinen Schenkel gelegt. Jakob griff ungeschickt an ihre Brüste, fühlte aber hauptsächlich die Versteifung des Mieders. Weil ihm seine Ungeschicklichkeit peinlich war, ließ er wieder davon ab. Desirée griff ihm zwischen die Beine.

„Du bist wohl betrunken?“, fragte sie. In Wirklichkeit war Jakob zu nervös, um einen Ständer zu haben. Obwohl sie beide noch kaum etwas getrunken hatten, bestellte Desirée ein weiteres Glas Champagner.

Nachdem dieser bezahlt war, machte Desirée seine Hose auf und nahm sein Glied in die Hand. Durch das Angreifen wurde es endlich steif. Jetzt versuchte er, zwischen ihre Beine zu greifen, um unter ihre Kleidung zu gelangen. Sie schob

seine Hand mit ihrer Linken weg und ihre Rechte bearbeitete sein Organ.

„Bist du schon so weit? Du bist schon nass.“

Jakob war noch nicht so weit. Er sonderte Flüssigkeit ab, bevor er zum Höhepunkt kam. Das war ihm unangenehm. Er wusste nicht, ob das normal ist. Sein Schwanz wurde weich. Desirée wischte ihn und ihre Hand mit einer Serviette ab. Jakob wollte nur noch gehen und trank das zweite Glas in einem Zug leer. Sie machte ihm die Hose ordentlich zu. Er zog seine Jacke an, bedankte sich und war glücklich, an die frische Luft zu treten.

Vor dem Einschlafen fantasierte er, was anders hätte sein können.

Revolutionärinnen und Revolutionäre

Am Morgen des Sonntag las er in den Kropotkin hinein. Zum Frühstück gingen sie, Tante Hilde, ihre Töchter und Jakob ins Kaffeehaus Rüdigerhof an der Wienzeile. Er erwähnte nicht, dass er schon vorbeigekommen war. Er hätte sich ja verraten können. Das Kaffeehaus hatte einen schönen Gastgarten, von dem man auf den in Beton eingefassten Wienfluss schaute und wo die Stadtbahn der unteren Wien-tallinie vorbeibrauste. Die Gäste im Garten des Kaffeehauses wurden in regelmäßigen Abständen durch den Rauch der Lokomotiven zum Husten gebracht. Es war ziemlich voll an diesem schönen Sonntag. Jakob war erstaunt, wie viele wohlgenährte Männer da saßen, Zeitung lasen und Kaffee oder Kaffeesurrogat tranken.

Außer zwei Damen, die gemeinsam da waren, waren Jakob und seine Cousinen die einzigen jungen Personen. Agnes, ein bisschen älter als er, fand er mittlerweile ganz nett. Und Jakob glaubte ein gewisses Interesse von ihr an ihm festzustellen. Jetzt erfuhr er, dass sie offiziell mit Gustl, einem jungen Offizier, verlobt war, der an der Italienfront diente. Sie war beunruhigt, er hätte nächste Woche kommen sollen, aber sein Urlaub war abgesagt worden: „Haben sie wahrscheinlich wieder so eine sinnlose Offensive vor.“ Agnes hatte vor allem Angst um ihren Gustl.

Jakob versuchte das erste Mal zu agitieren und meinte zu den Frauen, dass unbedingt ein Friede ohne Annexionen und ein sofortiger Waffenstillstand gefordert werden müsse. Dass

das die Forderungen der Bolschewiki in Brest-Litowsk waren und dass er für die Wahl der Friedensdelegierten durch das Volk war, wie er in dem Flugblatt von Jossel gelesen hatte, erwähnte er nicht.

Er erntete Unverständnis: „Wer sollte was fordern? Und von wem? Selbst der Gustl, der immerhin eine Autorität ist, kann nichts machen.“

Jakobs Agitation war verunglückt. Welches „Man“ sollte fordern? Seine Worte wirkten so distanziert und unpersönlich. Sollte nicht eher ein „Wir“ fordern?

Er freute sich auf das Treffen auf der Schmelz und wurde unruhig. Zum Glück wollte Hermine gehen. Jakob stand auf und zog ganz höflich den Sessel zurück, auf dem Tante Hilde saß. Zum Abschied hauchte ihm Agnes einen Kuss auf den Mund und lächelte ihm zu. Trotz Gustl. So ist Wien, dachte sich Jakob.

Die hohen Kastanienbäume zeigten Jakob sein Ziel an. Das Grün der Gärten um die Hütten und Verschläge wechselte sich ab mit durch Füße und Hufe steinhart getretener Erde. Unter den Bäumen stand ein größerer Schuppen, in dem Dinge untergestellt werden konnten. Die Menschen gruppieren sich um lange Tische mit Bänken, schief und wackelnd auf dem unebenen Boden. Kinder liefen lärmend herum. Um einen der Tische saßen Steffi, Jossel, Franz und einige andere Leute. Die Anwesenden wurden ihm vorgestellt: Karl, ein Invalid, dem der rechte Arm fehlte und mit einer Riesennarbe an der rechten Seite des Gesichtes. Die „Gräfin“, die gar keine Gräfin war und Katharina genannt werden wollte, ihre Freundin Franzi, außerdem zwei Frauen und zwei vierzehnjährige Buben, die sich abseits hielten und sich nicht für die Gespräche der Erwachsenen interessierten.

Jossel war gerade dabei, von einer Konferenz der Revolutionäre zu berichten, die vorige Woche stattgefunden hatte: „Das war völlig unmöglich. Da ist eine Gruppe aufgetreten, die

hat sich Weckruf genannt, und die wollten gleich eine Gründungserklärung ausarbeiten. Da gibt's ein paar Intellektuelle, die glauben, dass sie die kommunistische Partei von oben und außen aufbauen können. Das Ärgste war der Satz, dass das dumpfe Wollen der Arbeiter in scharfe, klar formulierte Forderungen eingebettet werden muss. Für die sind die Arbeiter nur dumpf und dumm. Dagegen waren natürlich die aus den Betrieben. Der Johann aus Blumau ...“ Dabei warf er einen Blick hin zu Steffi.

„Ah, der, der Vertrauensmann geworden ist. Weil sich keine Frauen wählen haben lassen.“

„Also der Johann aus Blumau und ein paar aus Wien waren natürlich dagegen. Die haben betont, dass sich die Arbeiter nur selber vertreten können. Ein paar andere wollen nicht aus der Sozialdemokratie austreten, und ich find das in Ordnung. Ich nenn das: sich neben der Sozialdemokratie organisieren. Wenn es geht, innerhalb, wenn nicht, muss was Eigenes aufgebaut werden.“

„Das ist aber nicht sehr anarchistisch“, warf Karl ein. „Außerdem, wenn die Arbeiter von der Partei verraten werden und einen Pick auf sie haben, dann wollen sie mit der Partei nichts mehr zu tun haben. Und wir picken mit drinnen.“

„Das hast du falsch verstanden. Es geht nicht darum, drinnen zu sein, um die Partei zu retten, sondern um die Organisation zu nützen. Außerdem gibt es ja die einzelnen Leute, die zwar in der Partei, aber ganz in Ordnung sind.“ Karl war nicht überzeugt und brummelte vor sich hin. Jossel war auf seine Argumente nicht eingegangen.

„Die meisten haben betont, dass die Arbeiterräte die zukünftigen Machtorgane sind. Ein Anarchosyndikalist hat eingeworfen, dass die Arbeiterräte während des Streiks zwar revolutionär waren, aber jetzt überall unter der Kontrolle der Sozialdemokratie sind. Die Ruth von der Poale Zion, die hat eingebracht, und das wird dir gefallen, Katharina“, wandte er

sich zur Gräfin, „dass besonders die Frauen organisiert werden müssen, dass die Revolutionäre auf die Märkte und in die Wohnungen gehen müssen und nicht nur in die Betriebe. Das hat nicht viel Anklang gefunden, wie du dir denken kannst.“

Jetzt hob Katharina an: „Die glauben immer noch, die Frauen sind unpolitisch. Aber die gehen nicht nur in die Kirche, wie die Linken glauben. Wer demonstriert denn jetzt? Wer streikt denn jetzt? Die Männer liegen im Schützengraben und lassen sich von ihren Leutnants auf den Kopf schießen. Oder sind Vorarbeiter oder Sozialdemokraten oder Vorarbeiter und Sozialdemokraten.“

„Also, was ist jetzt rausgekommen?“, fragte Steffi nach. „Nichts“, antwortete Jossel, „ich kann mir nicht vorstellen, dass es eine Nachfolgekonzferenz gibt. Ich glaub, jetzt sind mehr Leute zerstritten wie vorher.“

Als sich die Runde in Einzelgespräche aufzulösen begann, meinte Jakob zu Katharina: „Das kann ich bestätigen, dass bei den Demonstrationen mehr Frauen dabei sind.“ Er sagte das, obwohl er in seinem Leben bisher erst eine Kundgebung erlebte und von anderen nur vom Hörensagen wusste.

„Ich hab es vielleicht überspitzt ausgedrückt. Auch die Linksradikalen neigen dazu, die Frauen zu ignorieren. Es stimmt, Frauen sind weniger organisiert, aber gerade jetzt in den Kriegsjahren sind sie aktiver als die Männer. Aber manchmal sind wir Frauen auch selber schuld. Frag die Steffi, warum sie sich nicht hat wählen lassen.“

Steffi hatte das Gespräch von der anderen Seite des Tisches mitgehört: „Du hast ja recht. Ich hab's mir nicht zugetraut“, lenkte Steffi ein: „Zum Glück ist der Johann gewählt worden und nicht der Vorarbeiter aus der Partei.“

Dann provozierte sie Katharina dazu, die Diskussion um die Geschlechterfrage fortzusetzen: „Spielt Katharina wieder ihre Hosenrolle? Du solltest die Katharina in den kurzen Kniehosen sehen!“ Solche waren in der Öffentlichkeit nicht

üblich. In den sogenannten Hosenrollen traten in Theater, Oper und Operette Frauen als Männer auf. Das war eine Möglichkeit, Bein zu zeigen, und für die männlichen Besucher, Frauenbeine zu sehen.

„Es ist noch gar nicht lange her, da durften wir gar keine Hosen tragen“, setzte Katharina fort. „Aber mit dem Radfahren hat sich die Hose nicht aufhalten lassen. Mit den vielen Frauen, die arbeiten, ist das inzwischen völlig selbstverständlich, sogar in der Öffentlichkeit. Nur in der feinen Gesellschaft nicht.“ Katharina trug keine Hosen, sondern wie die meisten Frauen das übliche lange Kleid.

Auf dem Heimweg fragte Jakob Steffi, warum Katharina „Gräfin“ genannt wird. „Merkst du nicht, dass sie anders redet. Sie kommt aus dem Cottageviertel, weißt eh, eher ein Bezirk, wo die Gstopftn wohnen. Und weil sie für ein freizügiges Leben eintritt und die Fanny Gräfin zu Reventlow halt Gräfin ist, sagen wir halt Gräfin zu ihr“, sie machte dazu eine pathetische Handbewegung: „Irgendwer hat über die Reventlow geschrieben: Ihr Zynismus kennt keine Grenzen, genau so wie ihre Grazie. Das passt doch auf die Katharina?“ Katharinas Verhalten war ein bisschen anders als das Auftreten der Frauen in der Runde. Sie unterstrich meistens mit kleinen Gesten das, was sie sagte. Zynismus glaubte er nicht zu erkennen, eher echte Empörung oder Begeisterung.

Am Blick von Jakob merkte Steffi, dass er noch nie von der Reventlow gehört hat: „Na, die hat ein Buch geschrieben über die Münchner Bohème und ist dadurch recht berühmt geworden.“

Daheim in Mariahilf wurden ihm von Tante Hilde und Agnes die Pläne für die nächsten Tage ausgebreitet. Morgen wollte ihm Agnes die Stadt zeigen. Am Dienstag war schon lange geplant, ins Burgtheater zu gehen, und am Mittwoch sollte Jakob seine Cousine auf eine Tanzveranstaltung begleiten.

Tumulte

Als Jakob ziemlich spät zum Frühstück aufstand, saßen die drei Frauen um den Tisch in der Küche und schienen sehr aufgeregt zu sein. „Aber in der Innenstadt ist doch nichts los!“, meinte Agnes.

„Was ist los?“, fragte Jakob.

„Es gibt wieder Unruhen“, erklärte Tante Hilde mit erregter Stimme. „Sie haben um acht verkündet, dass es nur mehr die halbe Brotration gibt. Danach ist es losgegangen mit dem Wirbel, weil die, die später gekommen sind, nur mehr die Hälfte gekriegt haben. Darum ist es besser, ihr geht's jetzt nicht in die Stadt. Die Innenstadt ist sicher abgesperrt.“

„Wieso soll es gefährlich sein?“ Jakob erinnerte sich an die Friedenskundgebung in Salzburg.

„Da fliegen Steine und die Polizei schlägt zu, und die schauen nicht, wen oder was sie erwischen.“

Schweigend setzten sie das Frühstück fort. In Wirklichkeit waren Agnes und Jakob zu alt, um sie zu Hause festzuhalten. Er hatte sich schon damit abgefunden, zu bleiben und am Abend die Zeitungen zu lesen.

„Na gut, ich verstehe ja, dass ihr nicht daheim herumsitzen wollt. Passt aber auf und bleibt nicht zu lange weg.“ Tante Hilde war viel nachgiebiger als Jakobs Mutter. Agnes sprang sofort auf und eilte in ihr Zimmer, um sich fertig zu machen.

Sie wollten die Gumpendorfer Straße Richtung Innenstadt gehen. Vor der Zweierlinie war diese durch Militär abgesperrt. Die Soldaten standen herum und wiesen die Menschen zu-

rück. Agnes fragte den Kommandanten, was denn da los sei. Der antwortete, sie dürften nicht weitergehen wegen der Tumulte. Es war nichts Besonderes zu sehen oder zu hören, so sehr sie sich bemühten, von einem erhöhten Standpunkt aus etwas zu erkennen. Sie schlenderten zum Naschmarkt, auch dort schien nichts Auffälliges zu passieren. Die übliche Lärmkulisse, vielleicht weniger Gedränge. Auf Jakob wirkten die Frauen dort trotzdem empört. In seinen Augen schienen sie mehr zu gestikulieren als üblich. Damit sich Tante Hilde keine Sorgen machte, blieben sie nicht allzu lange weg.

In den Abendzeitungen stand von heftigster Erregung und Unmut. Tante Hilde machte sich jetzt weniger Sorgen, sie sah die Ereignisse nur als kurzen Ausbruch der Empörung. Und sie war ja selbst empört.

Aus Neugier und mit dem Bedürfnis zu reden, suchte Jakob noch vor Einbruch der Dunkelheit die Revolutionäre in der Meiselstraße auf. Dort öffneten ihm Katharina und Franzl, aber schon nach wenigen Minuten traf Steffi ein. Katharina erzählte von den Ereignissen am Brunnenmarkt:

„Wie wir gekommen sind, hat's schon Wirbel gegeben. Von Weitem hat's ausg'schaut, als wird gerangelt. Die haben geglaubt, die Bäcker sind schuld. Dann hat's geheißt, ein Brotwagen kommt, alle sind hingelaufen. Zwei Burschen sind raufgesprungen und haben angefangen, Brot zu verteilen. Das war aber schnell aus. Wir haben zu den Leuten gesagt, dass wir zum Rathaus gehen, und sind dann immer mehr geworden bei der Neulerchenfelder Straße. Die Kieberer haben zuerst nichts gemacht, sondern nur geschaut. Die hätten sich nicht getraut bei so vielen Frauen. Weiber und Pöbel, wie es so heißt. Dann haben sie vom Gürtel her zugemacht, so einen Kordon. Wir haben noch mit denen diskutiert, dass sie auch Familien haben und so. Ein paar Steine sind geflogen, aber dann hat sich alles aufgelöst. Angeblich sind welche von der Thaliastraße weggegangen zu den Fabriken in der Gegend.“

„Bei uns am Meiselmarkt ist auch der Brotwagen ausgeräumt worden“, berichtete Steffi. „Ich war nicht dabei, weil ich im Standl neben dem Bäcker dort bin. Ich hätt fast einen Stein abgekriegt. Ich kann's ja gut verstehen, aber es ist schon ein Problem, dass die Langsamen nichts mehr erwischen. Man müsste die Lager der Spekulanten organisiert ausräumen und die Lebensmittel gezielt verteilen.“

„Es waren übrigens fast nur Frauen, die geplündert haben, und ein paar Buben“, ergänzte Franzl, und Steffi bestätigte das Gleiche vom Meiselmarkt.

„Das wird wie im Jänner, es wird schon wieder gestreikt. Das wird sich ausbreiten“, war Steffi begeistert, aber sie war ratlos wie die anderen, was sie jetzt tun könnten. Für Flugblätter hatten sie keine Druckmöglichkeit. Sie könnten handschriftliche Zettel schreiben. Oder Parolen an die Wände malen: „Arbeiterräte wie in Russland“? Kalk müsste aufzustellen sein.

Als Jossel eintraf, konnte auch er seine Begeisterung kaum zügeln. „Jetzt gehen die Streiks wieder los. Das ist wie im Jänner. Das ist die Revolution. Das ist die Revolution!“ Er erzählte, dass auch im zweiten Bezirk geplündert wurde, außerdem, dass es in Meidling und woanders Züge von Frauen gegeben hat, die zu den Fabriken gegangen sind.

Es wurden Ideen gewälzt, eine unrealistischer als die andere: In die Kasernen gehen und die Soldaten auffordern, bewaffnet in den ersten Bezirk zu ziehen. Ein Waffengeschäft überfallen, oder eine Kaserne oder eine Polizeistation, und die Waffen an das Volk verteilen, natürlich nur gezielt an das Proletariat. Fabriken besetzen. Der Abend wurde länger, und als Jakob nach Mariahilf aufbrach, war er ein bisschen unzufrieden. Er hatte sich mehr Perspektive und Tat gewünscht, und den ganzen Abend wurde nur geredet. Aber er traute sich selbst nicht zu, als Robin Hood gemeinsam mit den anderen ein Lager zu plündern oder Polizeistationen zu überfallen.

Die nächsten beiden Tage beschränkte sich Jakob darauf, die Streikbewegung über die Zeitungen zu verfolgen. Die meisten berichteten über eine „*berechtigte Empörung über die überfallsartige Kürzung*“, über „*Erregung*“ und „*massiven Unwillen*“. Sogar der bürgerliche Wiener Gemeinderat protestierte gegen die Brotkürzung. Am Rande wurde vermerkt, dass bereits Zehntausende in den Ausstand getreten seien. Weiße Stellen ließen weitere „*Straßenexzesse*“ vermuten, wie sie etwa in der Erklärung des Parteivorstandes der Sozialdemokratie in der Arbeiterzeitung vom 18. Juni angedeutet wurden:

„Für selbstverständlich halten wir es, daß sich alle klassenbewußten Arbeiter und Arbeiterinnen von Straßenexzessen fernhalten, die der Ehre und Würde der Arbeiterschaft widersprechen. Wenn ein paar halbwüchsige Burschen einen Brotwagen plündern, nehmen sie das Brot doch den Verbrauchern weg, die dann gar kein Brot bekommen können. [...]

Wir richten also an euch alle, Arbeiter und Arbeiterinnen, die Aufforderung, trotz eurer großen Erregung besonnen zu bleiben, euren euch selbst gewählten Vertrauensmännern euer Vertrauen zu bewahren und in würdiger Ruhe die Beschlüsse des Wiener Arbeiterrates abzuwarten.“

Jakob ärgerte sich über die würdige Ruhe und das Abwarten. Der Wiener Arbeiterrat wurde einberufen: Die Forderungen waren die baldigste Wiederherstellung der vollen Brotration, höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen, keine Maßregelungen der Arbeiter und Arbeiterinnen im Ausstand, ganz allgemein Frieden, die Einberufung des Parlaments. Und die Arbeiterzeitung am nächsten Tag:

„Eine weitere Ausdehnung des Ausstandes liegt nicht im Interesse der im Gange befindlichen Verhandlungen.

Im Interesse der Lebensmittelversorgung ersucht der Arbeiterrat die Eisenbahner, die Verkehrsarbeiter und die Arbeiter der Lebensmittelindustrie, alles zu vermeiden, was den Verkehr und die Lebensmittelerzeugung stören könnte.

Der Arbeiterrat fordert die Arbeiterschaft auf, Ruhe zu bewahren und alle Zusammenstöße auf der Straße zu vermeiden.“

Jakob hatte überhaupt nicht mehr den Eindruck eines revolutionären Umbruchs. Im Gegenteil. Alles schien vom sozialdemokratischen Arbeiterrat in geregelte Bahnen gelenkt zu werden. Begründet wurde das auch mit militärischen Argumenten: *„Braucht man zur Erreichung des Kampfzweckes nur eine Division, so setzt man nicht eine Armee ein.“* Der Arbeiterrat erwartete, dass der Ausstand von Teilen der Industrie genüge, um Verhandlungen einzuleiten. Die Zeitung schrieb aber auch vom lebhaften Widerspruch von jüngeren und leidenschaftlicheren Arbeitern und Arbeiterinnen in den Betrieben. Die Sozialdemokraten und der Arbeiterrat agierten offensichtlich gegen den Streik. Aber vielleicht musste die Arbeiterzeitung so schreiben wegen der Zensur?

Im Burgtheater sahen sie, Tante Hilde, Agnes und Jakob, das Stück „Jugendfreunde“ von Ludwig Fulda. Ein flaches Lustspiel über die Sehnsüchte nach dem glücklichen Junggesellenleben, weil sich nach der Heirat die Frauen der Jugendfreunde nicht verstehen. Jakob und Agnes waren enttäuscht und unterhielten sich danach über einen anderen Text, den Agnes gerade gelesen und der sie sehr beeindruckt hatte: „Das weite Land“, eine Tragikomödie von Arthur Schnitzler. Männer betrügen und belügen ihre Frauen und die Frauen ihre Männer. Agnes meinte, wenn Männer heute wie selbstverständlich betrügen dürften, sollten Frauen das gleiche Recht haben. Das sei aber nur theoretisch, sie selbst habe nämlich gar keinen Wunsch nach Seitensprüngen. Sie glaube, Frauen hätten überhaupt weniger Bedürfnis dazu. Jakob hatte dazu nichts zu sagen, gab ihr aber prinzipiell recht.

Der Tanzabend wurde wegen der Ausstände abgesagt. Jakob bedauerte das, er hätte schon gern mit Agnes Walzer oder Polka getanzt. Auch wegen des Körperkontakts.

Am Donnerstagabend brachte Jakob den Kropotkin zurück. Steffi und Franz unterhielten sich über den Streik. Dass sich der Ausstand weiter ausbreite, trotz der Aufrufe des Wiener Arbeiterrates, und dass sie selbst nicht streikten, nicht streiken konnten. Sie waren als Linke allein in ihrem Betrieb und den Chefs durch persönliche Beziehungen verbunden.

Jossel kam später, weil er eine Freundin getroffen hatte, die in einer Großwäscherei in Meidling arbeitete: „Die Klara hat erzählt, dass sie ganz ohne Arbeiterrat gestreikt haben. Es sind zwar die vom Bezirk gekommen und haben mit ihnen diskutiert über die Forderungen. Aber die wollten nur abwiegeln. Klara hat gemeint, sie hätten mehr Umzüge machen sollen, so wie die Frauen vom Markt. Die Sozialdemokraten haben gesagt, dass die Verhandlungen eh gut laufen. Sie sollen Ruhe bewahren, sich nicht aufhetzen lassen und möglichst bald arbeiten gehen ... Der ist natürlich ausgebuht worden. Trotzdem sind dann alle auseinandergegangen. Nur die Klara hat dagegen geredet und sie als Arbeiterverräter beschimpft. Und dass sie das nur so sagen, weil sie das Anstellen ihren Frauen überlassen.“

„Die Arbeiterräte sind inzwischen ganz anders als die in Russland. Die sind ganz und gar sozialdemokratisch“, warf Steffi ein.

„Jakob, das weißt du wahrscheinlich nicht“, holte jetzt Jossel aus. „Die ersten Arbeiter- und Soldatenräte sind schon 1917 gegründet worden. Da war übrigens Leo dabei, Leo Rothziegel. Das war natürlich beeinflusst durch die Räte in der Russischen Revolution. Eigentlich war es nur ein Komitee für die Gründung von Räten. Im Jänner, beim großen Streik, haben die Arbeiter dann das selber gemacht. Aber die Räte waren meistens nicht linksradikal. Die Partei, die Sozialdemokraten, hat dann mit der Regierung verhandelt, und die Räte waren nur mehr dazu da, den Arbeitern zu sagen, was die Regierung sagt. Es stellt sich schon die Frage, ob das

noch Räte sind oder eine ganz normale, gelbe Gewerkschaft. So ist der Streik abgewürgt worden, obwohl es in Ungarn und Deutschland dann erst richtig losgegangen ist. Und die Arbeiter haben der Partei geglaubt, weil sie seit einem Jahr nach links gegangen ist. Sie ist sozusagen zentristisch.“

Jakob wusste nicht, was mit Zentrismus gemeint ist, fragte aber nicht nach.

„Was war bei euch los in der Kanzlei?“

„Bei mir sind alle kaisertreu, katholisch und sie hassen die Piefke, sie hassen die Liberalen und sie hassen die Deutschnationalen. Wenn ihr wüsstet, was für einen Scheiß ich schreiben muss?“ Franz hatte weiter ausgeholt, um Jakob die Situation zu erklären. „Bei uns hat's schon Ärger gegeben, aber getan hat niemand was. Die sagen, die Deutschen sind schuld, weil die das ganze Getreide aus der Ukraine abzweigen.“

„Woher kennst du eigentlich die Steffi?“, fragte Jakob.

„Wir kennen uns seit der Kindheit. Wie sie woanders gearbeitet hat, haben wir uns zwei-, dreimal im Jahr Briefe geschrieben. Und wie sie nach Wien zurück ist, ist sie bei mir eingezogen.“

Inzwischen war Steffi aufgestanden, hatte sich hinter Franz gestellt, stützte ihre Unterarme auf seinen Rücken, sodass sie fast auf ihm zum Liegen kam.

„Pass auf, Jakob, der Franz ist nämlich ein Warmer.“

Jakob wusste nicht, was er mit dieser Äußerung anfangen sollte.

Franz rechtfertigte sich: „Homosexualität, also die Sexualität mit Männern, ist genauso natürlich wie Sex mit Frauen. Nur dass Homosexuelle das nicht offen leben können. Kennst du Magnus Hirschfeld? Natürlich nicht. Woher auch? Der beschreibt, wie Homosexuelle in Berlin leben. Und dass es ungerecht ist, dass Homosexualität verboten ist. Viele Leben wurden zerstört. Viele haben sich umgebracht. Dabei wollten

wir als Homosexuelle doch nur genauso leben wie die Männer, die Frauen lieben.“

„Der Franz ist ein ganz lieber Mensch“, sagte Steffi. Jakob erinnerte sich daran, dass sich die Buben, wenn sie sich zu nahe kamen in der Schlange vor dem Schulwart, mit „Bist leicht warm?“ beschimpften. Auch von den Skandalgeschichten und Gerüchten über die Homosexualität von Oberst Redl oder über die Eulenburg-Affäre in Preußen hatte er gehört. Jakob hätte schon früher gerne mehr erfahren, in der Schule wurde aber nur über Mädchen und Frauen gesprochen.

„Wir sind zusammengezogen, damit Franz keine Probleme hat.“

Katharina war inzwischen gekommen, hatte das Gespräch mitgehört und mischte sich ein: „Keine sexuelle Revolution ohne homosexuelle Revolution!“

Sie erzählte auch von ihrer Arbeit und dass sie zwar heftig diskutierten, im Gegensatz zum Jänner aber nicht streikten.

Als er am nächsten Tag mit dem Zug Richtung Salzburg fuhr, sah er mit großen Lettern an eine Mauer gemalt: „Arbeiterräte. Machen wir es wie in Rußland“. Er konnte sich vorstellen, wer das gemalt hatte. Trotz der Diskussion darüber, dass die Arbeiterräte sozialdemokratisch sind.

Bei der Eisenbahn wurde offensichtlich nicht gestreikt.

Beim Militär

Die wenigen Tage, die Jakob noch daheim verbrachte, fühlte er sich einsam. Nach den intensiven Erlebnissen in Wien hatte er so etwas wie einen emotionellen Kater.

Der Streik wurde nach einer Woche abgebrochen. Der Erfolg, von dem die sozialdemokratischen Blätter schrieben, waren Lohnerhöhungen und das Versprechen eines Staatssekretärs, dass die Regierung für den Frieden sei, wenn die Feinde für den Frieden seien. Ein Abbruch für vage Zusagen.

Am 1. Juli musste Jakob einrücken. Es regnete, als Hacki und er zu Mittag in der Kaserne ankamen. Das triste Wetter passte zu seiner Stimmung. Zum Glück hatte sich Hacki in die gleiche Einheit gemeldet. So fühlte er sich nicht so allein, als beide den Korporal vom Tag fragten, wo sie hinmüssten. Nachdem ihre Anwesenheit kontrolliert wurde, mussten sie sich nach dem Alphabet aufstellen, wurden in Gruppen eingeteilt und nach der Größe geordnet.

„Das ist das letzte Mal, dass ihr so locker stehen könnt. Wir machen aus euch Zivilisten Soldaten, was sag ich, wir machen Menschen aus euch. Damit ihr endlich lernt, gerade zu stehen“, schrie sie der Zugführer an. Das Schreien und der Kommandoton sollten Jakobs Leben in den nächsten Monaten begleiten. Sie fassten die feldgraue Uniform aus und Utensilien wie Spaten und Kochgeschirr. Danach Exerzieren.

„Und links, zwo, drei, und links, zwo, drei. Kannst du Trottel keinen Schritt halten?“, schrie der Zugführer Jakob an. Natürlich kam er erst recht durcheinander. „Du, Krüppel, du

gehörst ins Sanatorium. Du bist ja kein Mensch, sondern ein Kriechtier. Füße heben, nicht so schleifen.“ Jakob schaffte es erst, im Gleichschritt zu marschieren, als sich der Kommandant ein anderes Opfer gesucht hatte.

Danach Essen im Speisesaal. Die Einjährig Freiwilligen, kurz EF, aßen zumindest regelmäßig. Jakobs Familie lebte zwar nicht so schlecht wie viele andere, aber im Frühjahr lernte auch er schon hungrige Tage kennen. Als zukünftige Kommandanten hatten sie eine bessere Versorgung als die Zivilbevölkerung und auch die einfachen Soldaten an der Front und im Hinterland. Es war erstaunlich, wie wenig Empörung darüber entstand.

Dann das Richten der Betten. Ein Rekrut, der schon länger da war, zeigte es vor. Die Decke musste genau auf den Zentimeter zurückgeschlagen werden, keine Falte durfte zu sehen sein. Der Zugführer kontrollierte das. Dreimal wurde Jakobs Bett zerrissen, und er musste es neu machen. Er glaubte, der Zugführer, ein Kärntner, habe es auf ihn abgesehen. Aber es passierte jedem. „Ihr könnt froh sein, dass ihr Betten habt und nicht einen Strohsack wie die anderen.“ Danach das Einräumen der Spinde, jedes ausgefasste Stück hatte seinen bestimmten Platz. Und wieder: herausreißen aller Kleidungsstücke und neu einschlichten. Jetzt hatte Jakob mehr Glück, er musste das Einräumen nur einmal wiederholen. Ausziehen, im Nachthemd die getragenen Klamotten einordnen. Schließlich Nachtruhe.

„Was soll der Scheiß? An der Front hat das überhaupt keine Bedeutung!“, sagte sein Bett Nachbar. Jakob wusste keine Antwort. Er glaubte, nicht schlafen zu können, weil ihm zum Heulen war. Schließlich schlief er doch ein. Die Verzweiflung, es nicht zu schaffen, und die Demütigung machen müde.

Tagwache. Draußen antreten. Eine Runde laufen. Bettenmachen. Frühstück. Spind- und Bettkontrolle. Wieder herausreißen und neu machen. Waffen ausfassen. Waffen-

unterricht, Waffenreinigung. Wieder exerzieren. Im Gelände. Mit Gepäck. Wieder in der Kaserne, Schuhkontrolle. Kein Schmutz durfte gefunden werden. Sie als EF hatten ordentliche Schuhe und eine ordentliche Uniform. Jakob sah andere Soldaten in der Kaserne, die völlig abgefetzt daher kamen. Wegen der Zwänge zur Sauberkeit war er sich nicht sicher, ob er sie beneiden sollte oder bedauern. Löcher graben. Wieder zuschütten. Spind-, Bett-, Schuhkontrolle. Geländemarsch. Robben. Kriechen. Jeden Tag exerzieren. Jeden Tag in der Früh laufen. Die Pausen reichten gerade, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Nach zwei, drei Wochen gewöhnte sich Jakob an alles. Spinde und Betten wurden nicht mehr herausgerissen. Aber immer die Angst, dass es wieder passieren könnte. Dazwischen schießen.

Nicht nur einmal wurde den Rekruten mit der guten, alten Zeit gedroht, die erst ein Jahr her war: „Du hast ein Glück, dass Anbinden und Schließen in Spangen nicht mehr erlaubt sind!“ 1917 waren diese Strafen abgeschafft worden. Soldaten wurden bei Verfehlungen für zwei Stunden an einen Baum gebunden, in verschärfter Form in der Luft hängend. Beim Schließen in Spangen wurde der linke Fußknöchel mit der rechten Hand zusammengebunden. Diese Hocke musste sechs Stunden ausgehalten werden. Wegen geringerer Vergehen verordneten die Kommandanten fünf bis fünfundzwanzig Stockhiebe. Das auch noch 1918. Die österreichisch-ungarische Armee war das einzige Militär in Europa, in der solche körperlichen Strafen noch angewendet wurden. Selbst das zaristische Russland hatte diese abgeschafft.

Einmal schaute er zum Fenster hinaus und sah Hacki ins Gelände hinauslaufen, in dem sie zuerst eine Übung hatten. Jakob kamen fast die Tränen, weil er so froh war, dass er nicht die Person war, die draußen im Feld etwas verloren hatte. Und bestraft würde. Vielleicht mit Stockschlägen. Alleine die Demütigung hätte Jakob genügt.

Jeder Rekrut glaubte, er werde mehr gedemütigt als die anderen. Viele Aufgaben konnten nicht erfüllt werden. Ein dauerndes Gefühl des Versagens stellte sich ein, und immer wieder neue Gründe für Demütigungen.

Jakob zweifelte am Konzept der „Gegenseitigen Hilfe“, wie er es im Buch von Kropotkin gelesen hatte. Jeder war damit beschäftigt, selbst durchzukommen und hatte keine Zeit, den anderen zu helfen. Oft war von Kameradschaft die Rede, aber Jakob merkte nichts davon.

Sein eigenes Verhalten ließ Jakob zweifeln. Irgendwer ließ einen privaten Becher im Badezimmer stehen. Nicht sehr wertvoll, aber nicht der militärische Blechnapf. Jakob steckte ihn ein. Einer der älteren Rekruten, älter in Bezug auf den Einrückungstermin, brüllte im Zimmer herum: „Wer hat meinen Becher gestohlen? Das ist Kameradendiebstahl. Das Schlimmste, was es überhaupt gibt.“

Jakob lief rot an. Am liebsten hätte er den Becher einfach wieder dorthin gestellt, wo er ihn genommen hatte. Dabei hätte er aber gesehen werden können. Er versteckte ihn in seinem Gepäck. Ihn herauszugeben war völlig unmöglich, weil er als Kameradendieb dagestanden wäre. So behielt er ihn, und wochenlang quälte ihn die Möglichkeit, erwischt zu werden. Er blieb ein Dieb.

Ein Sonntag. Den Nachmittag frei. Die Rekruten kannten sich jetzt einige Wochen, hatten aber kaum Zeit gehabt, miteinander zu reden. Weil es trocken und warm war, saßen oder lagen viele auf der Wiese, manche mit nacktem Oberkörper. Einige der jungen Männer schrieben Briefe. Sie stammten fast alle aus dem deutschsprachigen Österreich. Obwohl sie sich gemeldet hatten, um eine Offizierslaufbahn einzuschlagen, war das Thema meistens nicht die Zukunft im Krieg, sondern die zivile Vergangenheit. Und die aktuelle Situation. Es wurden Geschichten erzählt über Schleifer, wie es der Kärntner einer war. Solchen würde die „Decke gegeben“:

in der Nacht abgepasst, Decke über den Kopf und verprügeln. In den Monaten, in denen Jakob dabei war, passierte das nie.

Hacki war einer anderen Gruppe zugeordnet, weil sein Familienname im Alphabet weiter hinten war. So trafen sie sich selten. Diesen Sonntagnachmittag konnten sie einmal länger miteinander sprechen. Sie diskutierten über ihre Rolle als zukünftige Kommandanten. Nicht der Drill, die Unterdrückung und der Terror seien wirksam, sondern die Führer müssten ihre Mannschaft motivieren. Und sie dürften nicht privilegiert sein gegenüber ihren Untergebenen. Auch wenn es überhaupt nicht passte, fiel Jakob der Begriff „Propaganda der Tat“ ein, wie er es vom Anarchismus gehört hatte. Er kam auf Bakunin zu sprechen, aber Hacki reagierte nur unwirsch: „Diesen Blödsinn haben doch schon Friedrich und Karl-Heinz gelesen.“ Jakob störte es weniger, dass Hacki andere Vorstellungen hatte, sondern dass sich seine Mitschüler schon damals für den Anarchismus interessierten und er das nicht wusste. Hacki aber schon.

Mit anderen sprachen sie über die gescheiterte Offensive an der Piave. Obwohl die Zeitungen nichts darüber schreiben durften, tauchten allerlei Gerüchte auf. Dass der Kaiser daran schuld sei, weil er so unter Dameneinfluss stehe. Die Kaiserin hätte den Einsatz von Giftgas untersagt. Über Frauen wurde überhaupt ziemlich verächtlich geredet. Einer erzählte, dass er in einem bestimmten Etablissement war, wobei Jakob nur einen aus dem Zusammenhang gerissenen Satz verstand: „Und dann hat sie mir die Brunnmuschel hergehalten.“ Während die anderen mit ihrer Männlichkeit prahlten, redete Jakob nicht darüber. Er fühlte sich körperlich so gut, dass er stark und männlich auftreten konnte.

Den vaterländischen Unterricht hielt ein Hauptmann Reinsfeld: Er sprach vom Kraftvertrauen, das in eine siegreiche Zukunft führen würde, von England als Schürer des Krieges, den Vereinigten Staaten als um sein Geld besorgten Gläubiger,

von der Raubgier Italiens, aber auch von den Leistungen der Monarchie für Arbeiter, Witwen, Waisen und Kriegsbeschädigte trotz des Aushungerungskrieges der Entente. Die moralische Qualität der Mittelmächte sei höher, und die Nationalitäten hätten die gleichen Rechte, die durch die geschichtliche Sendung des Volks- und Soldatenkaisers Karl gewährleistet würden. Und mit einer verschwörerischen Miene, weil das offensichtlich nicht zum vorgesehenen Stoff gehörte, sprach er vom verderblichen Einfluss der Juden und Freimaurer. Sie hätten den Krieg angezettelt, um mit ihrem Liberalismus die großen Reiche in Europa zu zerstören. Sie stünden hinter den Russischen Revolutionen und der Zersetzung des Kraftvertrauens in der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee.

Die Tage und Wochen erschienen Jakob unheimlich lang. Trotzdem waren bald zwei Wochen vergangen, schließlich zwei Monate.

Jakob und Hacki hatten sich zu einer Technischen Infanteriekompanie gemeldet, und sehr viel Ausbildung am Granatwerfer. Hacki, weil er sich für Mathematik und Geometrie interessierte und es in der Artillerie gerade keinen Platz gab. Und Jakob, weil er nicht wusste, wohin er sich sonst melden sollte. Daneben lief die Ausbildung an allen Infanteriewaffen: Gewehr, Maschinengewehr, Pistole, Handgranaten. Alle mussten alle Tätigkeiten lernen. Obwohl sie als Kommandanten meistens die Beobachter sein würden, übten sie genauso die Bedienung des Granatwerfers. Mit technischen Dingen hatte Jakob immer so seine Probleme. So machte er beim Einrichten des Granatwerfers dauernd Fehler, was ihm eine Nachschulung nach der anderen bescherte. Die Rolle als Beobachter hingegen lag ihm. Da konnte er an einer erhöhten Stelle liegen, das Gelände mit der Karte vergleichen und mithilfe einer Tabelle die Einstellungen für den Granatwerfer über Fernsprecher durchgeben.

In den folgenden Wochen war das Regime nicht mehr so streng, sodass Jakob seltener das Gefühl hatte, er könne es nicht schaffen. Wenn er jetzt am Abend kaputt war, dann nicht wegen der Demütigungen, sondern wegen langer Nachtmärsche oder des Löchergrabens oder Übungen im Gelände, die mit viel Bewegung verbunden waren und mit vollem Gepäck durchgeführt wurden. Oder vom Schleppen der Granatwerfer. „Sie können nicht damit rechnen, dass immer ein Maulesel zur Verfügung steht.“ Die Demütigungen hatten abgenommen, was sich auch darin ausdrückte, dass die Vorgesetzten die Rekruten nicht mehr wie selbstverständlich duzten.

Die Angst wurde geringer, dafür dominierte Lustlosigkeit. Das hatte auch mit Gewöhnung zu tun.

Viele von Jakobs Kameraden sahen sich als Alldeutsche, die meinten, auf den Vielvölkerstaat der Monarchie könne man verzichten. Jetzt müsse aber erst einmal der Krieg gewonnen werden, natürlich mithilfe des Deutschen Reiches. Auch über „die Juden“ wurde diskutiert. Die einen sagten, der Kaiser sei unter jüdischem Einfluss, und darum verrate er das Deutsche Reich. Andere meinten, die Juden seien Verräter, die gegen den Kaiser mit der Entente paktierten, um die Monarchie zu zerstören. Alle sprachen vom Bolschewismus als jüdischer Verschwörung. Ein gewisser Franz Josef, mit dem sich Hacki gut verstand, gebärdete sich besonders radikal: Die Monarchie sei dem Untergang geweiht, es ginge um eine deutsche Revolution, die gegen Tschechen und Juden geführt werden müsse.

Jakob konnte sich eine Revolution überhaupt nicht mehr vorstellen. Oder ein anderes Leben. Nicht nur, weil Jakob keine Gleichgesinnten fand, sondern weil er sich selber als angepasst und gleichgültig wahrnahm. Alles schien darauf hinauszulaufen, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Einmal Ende September blitzte ein bisschen Begeisterung auf, als seine Mutter in einem Brief Tumulte und Plünderungen in Salzburg erwähnte und Soldaten, die gegen

die Menge eingesetzt werden sollten, aber mit den Exzedenten fraternisierten.

Er machte seine Ausbildung weiter, sie beinhaltete mittlerweile Kommandoführung. Sie standen außerdem als Assistenztruppen bereit, weil die EF als verlässlicher galten als andere Soldaten. Das bedeutete den Einsatz gegen die Bevölkerung oder gegen meuternde Armeeteile.

Desertion

Der 4. Oktober war ein regnerischer, kalter Tag in der Untersteiermark. Jakob sollte bei einer Übung im Gelände mit seiner Gruppe einen vorgeschobenen Posten einnehmen. Stellung beziehen, das hieß, den Granatwerfer übungsweise einrichten. Anschließend sollten sie sich bei einem bestimmten Gehöft treffen, um den Rückmarsch anzutreten. Das Ende der Übung war mit sechs Uhr abends beim Treffpunkt anberaumt.

Die Truppe kam langsamer voran, weil der Boden matschig war. Der Granatwerfer wurde in Position gebracht, er war in wenigen Minuten eingegraben, während sich Jakob als Beobachter zur Spitze des nächsten Hügels aufmachte. Er war sonst ein ausgezeichneter Kartenleser und fand sich üblicherweise gut im Gelände zurecht. Jetzt war es aber regnerisch, und die Wolken hingen ganz tief. Bis zur Kuppe des Hügels war es weiter, als Jakob angenommen hatte. Da er die Sicht zu seiner Gruppe zwischen den Bäumen verlor, kehrte er wieder um. Oder glaubte umzukehren, denn er kam nicht dort an, wo er die anderen und den Granatwerfer vermutete. Es war eine hügelige Landschaft mit Waldstücken, die überall gleich aussah. Er lief wieder hinauf, um zu finden, wo er falsch abgezweigt war. Inzwischen begann es zu dämmern. Es war nach seinem Dafürhalten sechs Uhr, als er endlich den Platz erreichte, an dem der Granatwerfer gestanden hatte. Deutlich waren die Spuren in der Erde zu erkennen. Seine Gruppe hatte sich bereits auf den Weg zurück zum Treffpunkt

gemacht. Jakob verlief sich neuerlich. Schließlich war es schon eine Stunde später, und er wusste noch immer nicht, welche Richtung er einschlagen musste.

Jakob atmete schnell und schwer, er hatte die ganzen Wege fast im Laufschrift zurückgelegt. Kurz stellte er sich unter das Vordach einer Scheune, um sich vor dem Regen zu schützen. Es war ihm unangenehm, dass der ganze Zug auf ihn warten musste und dass er als eingeteilter Kommandant diesen Fehler gemacht hatte. Sollte er einfach nicht mehr zurückkehren? Desertion ist ein Verbrechen. Oder doch weiter den Weg suchen? Was wären die Strafen für seinen Fehler? Ausgehverbot, Prügel. Am schlimmsten wäre aber, dass alle wissen, dass er versagt hatte.

Er erwartete, dass er gesucht würde. Wenn er desertieren wollte, müsste er möglichst weit weg. Wieder war er fast im Laufschrift unterwegs, jetzt in die andere Richtung. Das Gewehr behielt er. Wenn er jemanden rufen hören würde, würde er sich melden. Er erinnerte sich an den Pfiff seiner Mutter. Er wäre dann noch kein Deserteur. Aber diese Demütigung! Er wollte nach Wien, denn die Militärpolizei würde ihn wohl als Erstes bei seinen Eltern suchen.

Der Regen hatte ihn durchnässt, der Boden wurde schlammiger und sein Gang langsamer. Hatte er das Gefühl, jemand könnte in der Nähe sein, drückte er sich ins Gebüsch. In der Nacht bei diesem Wetter war aber kaum jemand draußen. Auf einem festen Weg schritt er dann zügig aus und fühlte sich plötzlich gar nicht mehr müde. Er war erleichtert, eine Entscheidung getroffen zu haben, trotz eines nicht zu unterdrückenden Angstgefühls. Jetzt war er sich sicher, dass er weg wollte.

Jakob wusste nicht, wie spät es war, als er das Gewehr vergrub. Er kam an eine nach Norden führende Bahnstrecke. Eine Ortschaft umging er und musste dazu durchs Gestrüpp klettern. Durch die Nachtmärsche war er aber einiges gewohnt.

Es wurde hell. Am Tag versteckte er sich nur mehr, wenn ein Gefährt vorbeifuhr. Den Hunger stillte er mit ein paar sauren Äpfeln von Bäumen am Straßenrand.

Die zweite Nacht. Noch immer nass. Er setzte sich hinter eine Scheune unter ein Vordach und schlief im Sitzen ein. Frierend wachte er auf und setzte seinen Weg fort. Es regnete nicht mehr, aber es war kalt. Den Rest der Nacht döste er wieder im Sitzen.

Am nächsten Morgen war er so übermüdet, dass er nur mehr völlig gleichgültig dahintrottete. Es waren kaum Menschen unterwegs, und er versteckte sich nicht mehr wirklich, sondern wich nur zur Seite. Verhungern würde er nicht, er fand genug Obst. Am Nachmittag scheute er sich nicht mehr, durch Ortschaften zu gehen, die ewigen Umwege waren ihm zu langwierig. Unangenehmer erschien ihm jetzt, dass er stank. Es störte ihn nicht mehr, dass ihn Leute sahen, er wich ihnen aus, weil ihm sein strenger Geruch unangenehm war.

Gegen Abend erreichte er Graz und ging, als es finster wurde, zum Bahnhof. Er wusste nicht genau, was er tun wollte. Vielleicht auf einen Transportzug aufspringen? Er träumte davon, im Warteraum zu schlafen, traute sich aber nicht, in den Bahnhof hineinzugehen. So drückte er sich davor herum und verzog sich in eine dunkle Ecke, wenn er einen Wachmann oder einen Bahnbediensteten sah.

Wieder Prostitution

Ein Mann sprach ihn an, der ihn offensichtlich beobachtet hatte, wie er so unschlüssig um den Bahnhof herumstrich. Dieser erklärte, er sei geschäftlich in Graz und fahre morgen nach Wien. Jakob erzählte, dass er Urlaub von der Armee habe, ihm sein ganzes Geld gestohlen wurde und er jetzt versuche, zu Fuß nach Wien zu gehen.

„Ich habe ein Zimmer hier. Du kannst bei mir schlafen.“

Jakob konnte sich schon vorstellen, was der Mann wollte, aber es war ihm gleichgültig. Er folgte ihm. Das Zimmer war klein, es stand ein breiteres Bett als üblich drinnen. Tante Hilde hätte es schmutzig gefunden, jetzt hatte er das Gefühl, es sei sauber im Verhältnis zu ihm, der nach feuchtem muffigem Gewand gemischt mit Schweiß stank. In einem befehlenden Ton sagte der Mann, der sich Bert nannte:

„Du musst dich waschen. Ich mag keine schmutzigen Kerle. Bist eh kein Roter? Die Roten sind immer so schmutzig.“

Jakob ging in den Baderaum und zögerte das Waschen lange hinaus. Er war müde. Plötzlich hatte er Angst, Bert könnte ihm die Uniform wegnehmen, so kehrte er zurück ins Zimmer. Er hielt seine Unterwäsche in der Hand und hatte sich das Handtuch um den Unterleib gebunden. Bert befahl ihm, das Handtuch abzunehmen und sich auf das Bett zu legen. Seltsamerweise war Jakob die Nacktheit völlig egal. Er wollte sich zudecken, aber Bert zog ihm die Decke weg.

„Auf den Bauch!“, befahl er, „Ich bin kein Warmer, aber meine Frau ist gerade nicht da.“

Bert zog sich aus, legte sich auf ihn und bearbeitete Jakobs Arsch, wobei er stöhnte und noch einmal sagte:

„Das ist bloß, weil meine Frau nicht da ist! Bist eh kein Roter?“

Jakob spürte nicht viel. Vielleicht, weil er müde war. Bert war entweder nicht in seinen Arsch eingedrungen oder sein Organ war sehr klein. Als Bert fertig war, rollte sich Jakob auf die Seite und schlief sofort ein.

Bert weckte ihn ziemlich spät und sagte ihm, er solle schnell gehen. Wahrscheinlich war ihm die eigene Homosexualität peinlich. Jakob zog seine stinkenden Kleider an. Auf dem Tisch sah er einen aufgerissenen Brief, der an einen Johann Soucek adressiert war. Beim Hinausgehen sagte der noch: „Du hast gar kein Geld verlangt?“ und drückte Jakob einige Geldscheine für die Zugfahrkarte in die Hand. „Kauf dir was zum Frühstück.“

Jakob füllte einen Urlaubsschein aus, den er bei sich hatte, allerdings ohne Bestätigung des Regiments. Bei einer Kontrolle hätte das nichts genutzt.

Im Zug drückte sich Jakob in eine Ecke, um möglichst nicht aufzufallen. Der Schaffner rümpfte die Nase, die Plätze neben ihm füllten sich erst, als es keine anderen mehr gab. Und der Zug wurde wie meistens ziemlich voll.

„Sie kommen wohl gerade von der Front?“, sprach ihn eine Frau mitleidig an. Jakob war das unangenehm, er murmelte nur leise Ja. Es war offensichtlich üblich, dass sich schmutzige Soldaten durchs Land bewegten. Er war glücklich, als er einschlief und seine Angst vor einer Kontrolle vergaß.

Als Jakob am Südbahnhof ausstieg, sah er Soucek. Beide versuchten, so zu tun, als ob sie sich nicht kannten.

Wien im Oktober

In der Stadt waren viele ärmlich gekleidete Menschen unterwegs. Zu Beginn war Jakob euphorisch darüber, in Wien zu sein, je näher er der Meiselstraße kam, desto unsicherer wurde er. Wie würden ihn Steffi, Jossel und Franz aufnehmen? Vielleicht sollte er doch zu Tante Hilde gehen. Zu ihr gab es wenigstens verwandtschaftliche Beziehungen. Und das Militär würde doch nicht bei seiner Tante anklopfen?

„Wie schaust denn du aus?“, empfing ihn Steffi. Das meinte sie nicht nur wegen des Militärmantels und des Drecks, sondern auch, weil er sich seit Tagen nicht rasiert hatte.

„Ich bin desertiert.“ Es war ihm klar, dass ihn Steffi nicht verurteilen würde, unsicher war er sich trotzdem.

„Kann ich zumindest übergangsweise bei euch wohnen?“ Jakob kannte ja Steffi, Jossel und Franz noch nicht so lange. Aber jetzt hatte er schon einmal gefragt. „Komm, ich wärm dir die Kohlsuppe von gestern auf. Franz und Jossel sollten auch gleich kommen.“

Jakob schlang die Suppe hinunter, während Steffi fortsetzte: „Du bist ja jetzt nicht der einzige Soldat, der heimgeht.“ Bei seinen Militärkameraden war das Jakob nicht aufgefallen, dort erschien alles unverrückbar und stabil. „Wie war das mit dem Abhauen?“

„Als Beobachter vom Granatwerfer bin ich im Gelände allein gewesen. Sonst ist man als Soldat ja nie allein. Da bin ich davongerannt, hab das Gewehr versteckt und bin dann nach Wien.“ Jakob stellte seine Desertion aktiver dar, als sie war.

„Ich glaub, du brauchst keine Angst mehr haben in Wien, Streifungen gibt es nicht mehr viele, oder zumindest sind sie mir nicht aufgefallen.“ Streifungen wurden Razzien der Armee auf Bahnhöfen und in Lokalen genannt. Die Zahl der Deserteure und Urlaubsüberschreiter erreichte in diesen Tagen in Wien bereits mehrere Zehntausend. Gefährlich waren nur zufällige Kontrollen durch die Polizei.

Jakob wollte nicht viel erzählen, so lenkte er das Thema auf etwas anderes: „Das Ende des Streiks war schon ziemlich enttäuschend.“

„Ja, die Sozialdemokraten haben alles unter Kontrolle behalten. Aber einigen mehr gefällt jetzt der Anarchismus oder der Bolschewismus. Da ist zum Beispiel von anarchistischer Selbsthilfe geredet worden für die Aktionen, wo die Sozis dagegen waren.“

Inzwischen waren Franz und Jossel gekommen und hatten sich zum Essen dazugesetzt. Jakob erzählte noch einmal von seiner Desertion.

„Alle gehen schon heim, die Tschechen, die Polen, die Slowenen, die Kroaten, und von den Deutschen ist der Jakob abgehaut. Sozusagen die Avantgarde“, lachte Jossel, und Jakob lief wieder einmal rot an. „Die vielen kleinen Ereignisse lassen sich nicht mit Nachrichten auf Wandtafeln darstellen. Oder sollen wir melden: Jakob ist desertiert.“

„Wir haben nämlich so etwas wie eine anarchistische Selbsthilfe gegründet“, ergänzte Steffi, „nein, ohne Spaß, wir treffen uns jeden Sonntag, um Nachrichten zu sammeln, aber mehr aus dem Nahbereich von Wien. Weil wir keine Zeitung drucken können, machen wir Wandtafeln. Wir organisieren uns, haben aber keinen Verein. Auch keinen wirklichen Namen, obwohl die meisten Föderation sagen, wegen der Anarchisten. Uns gibt's seit Juni, seit dem Streik. Im Sommer war nicht so viel los, aber jetzt werden wir wieder mehr.“

„Wie macht ihr das, dass die Leute zu euch kommen, so ohne Namen und ohne Verein?“

„Na, das spricht sich herum. Meistens sind es Bekannte, aber wir agitieren auch auf der Straße.“

„Ist das nicht riskant?“

„Natürlich ist das ein Problem. Die Spitzel sitzen sicher unter uns. Vorerst machen wir aber nichts anderes als Wandtafeln mit Nachrichten. Aber wenn es so weit ist und wir eine echte Bedrohung sind, werden sie uns schon verhaften. Dann wird's hoffentlich zu spät sein, und die Revolution wird uns aus den Kerkern holen“, Steffi holte dazu mit den Händen zu einer pathetischen Geste aus. „Die Gudrun, die kennst du nicht, und den Karl haben sie im Juni verhaftet. Den Karl, weil er Fensterscheiben eingeschlagen hat, und der ist ja ganz leicht zu erkennen, ohne Arm und mit seinem Gesicht, und die Gudrun, weil sie sozusagen eine hetzerische Rede gehalten hat. Sie ist inzwischen wieder heraußen. Die haben sie nicht ganz ernst genommen als Frau.“

„Wenn wir eine Geheimorganisation sind, kann uns niemand kennenlernen, und wenn wir öffentlich sind, weiß die Polizei alles“, erläuterte Jossel. „Drum haben wir so ein Zwischending, jeder kann kommen, aber es wird nicht öffentlich angekündigt. Und weil wir kein Verein sind und keine Partei, können wir auch nicht verboten werden.“

„Es gibt uns eigentlich gar nicht“, lachte Steffi.

„Ich hab vielleicht eine Aufgabe für dich“, meinte Jossel. „Du kennst dich doch aus um den Untersberg. Mein Bruder Jakob ist genauso illegal in Wien wie ich, muss aber nach München. Dort will er seine Organisation, die Poale Zion, nach links ausrichten. Er kann aber nicht so einfach über die Grenze. Du könntest ihn über den Untersberg bringen.“ Jakob sagte weder Ja noch Nein. Natürlich würde er das machen. Das wäre ganz einfach. Jetzt aber wollte er einmal in Wien bleiben.

„Das wird frühestens in zwei Wochen der Fall sein“, ergänzte Jossel, und Jakob war ganz zufrieden damit.

„Heut Nacht kannst du bei mir im Zimmer schlafen“, sagte Franz. Sie legten sich nieder. Jakob auf einer Decke neben dem Bett. „Ich geb dir morgen was zum Anziehen, damit du deine Militärklamotten waschen kannst. Gute Nacht.“

Jakob hätte gerne einiges über das Leben der Homosexuellen erfahren. Woran zu erkennen ist, dass ein Mann homosexuell ist. Er war sich über sich selbst nicht mehr sicher.

In der Früh hörte er Franz aufstehen, blieb aber liegen. Jakob war allein in der Meiselstraße, weil alle arbeiten waren. Er wusch seine Klamotten. Steffi kam früher nach Hause. Die Arbeit wurde jetzt im Herbst weniger, gerade für Gelegenheitsarbeiterinnen. Betriebe sperrten zu, weil sich viele deren Waren nicht mehr leisten konnten. Andere hatten keine Rohstoffe mehr, weil es sie überhaupt nicht mehr gab oder weil die Züge aus Böhmen, aus Ungarn oder aus Kroatien nicht mehr ankamen. Und gerade kleinere Arbeiten wurden immer öfter von den Söhnen gemacht, die als Deserteure zu ihren Familien zurückkehrten.

„Wir gehen zu Katharina in die Wohnung. Wahrscheinlich kannst du dort unterkommen.“ Die Wohnung in der Albertgasse in der Josefstadt belegte eine halbe Etage im zweiten Stock, tatsächlich im dritten, weil über dem Parterre ein Mezzanin eingeschoben war. Es war zwar eine Wohnung für Bürgerinnen und Bürger, mit hohen Wänden und hohen Türen, aber kaum einer Einrichtung. Hier lebten offensichtlich mehr als ein oder zwei Personen. Katharina stellte Gudrun und Ernst vor. Gudrun war diejenige, die im Juni verhaftet wurde und jetzt keine Arbeit mehr fand, und Ernst ein Psychologiestudent, der sofort betonte, dass er einen gewissen Doktor Freud für den wichtigsten Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts hält. Er habe die Grundlagen der Seele in der Sexualität gefunden.

Jakob fiel das Theaterstück von Schnitzler ein, von dem Agnes gesprochen hatte und das er mit dem Satz „Die Seele ist ein weites Land“ in Verbindung brachte. Ernst war mit Mizzi zusammen, die bei ihm im Zimmer wohnte.

„Ich teile mir das Zimmer mit Franzl. Die schläft aber oft im Wohnzimmer“, sagte Katharina, die Jakob schon vom Sommer kannte. „Meistens haben wir aber Besuch. Für dich haben wir ein Kabinett.“ Das war eigentlich nur ein Abstellraum mit einem Fenster zum Lichthof. Immer finster. Aber Jakob war froh, einen Platz zum Schlafen zu haben. „Du kannst natürlich auch im Wohnzimmer schlafen.“

„Wie kommst du zu so einer Wohnung?“

„Das ist eine komplizierte Geschichte. Ich hab ja Eltern, die einmal reich waren. Die haben mir die Wohnung besorgt, damit ich sie mit meinem zukünftigen Angetrauten teile, dem Herrn Graf von Schillighausen. Der hatte zwar kein Geld, meine Eltern waren aber ganz begeistert, dass ich eine Frau Gräfin würde. Daher die Gräfin. Aus der Hochzeit ist dann nichts geworden, aber ich hab die Wohnung gehabt. Und mit dem Gesetz, dass es keine Delogierungen geben darf und außerdem der Mietzins nicht mehr steigen darf, hab ich eine für diese Größe günstige Wohnung.“

„Und was hat es mit der Reventlow auf sich?“ Jakob würde gerne einmal das Buch über die Münchner Bohème lesen.

„Ach, das ist der Steffi eingefallen. Ich bin kein Kind von Traurigkeit. Außerdem bin ich Revolutionärin. Nicht nur politisch, sondern auch, wenn es um die Liebe geht! Es gibt da einen gewissen Otto Groß, der ist auch in Wien, Anarchist und Revolutionär. Und das, was der sagt, find ich gut. Der spricht von der sexuellen Revolution. Und dass die Unterdrückung daher kommt, dass das machtbesessene Patriarchat das natürliche Mutterrecht verdrängt hat. Während dort sexuelle Beziehungen normal waren, beruht das Patriarchat auf Vergewaltigung.“

„Und die Eltern machen dir keine Schwierigkeiten?“

„Doch, die haben gedroht, mich zu enterben, aber es gibt sowieso nichts zu erben außer ihrem Haus und einem Haufen Schulden. Ich hab ihnen außerdem klarmachen können, dass der Herr Graf ein Hallodri ist und dass sie mich wegen der verlorenen Liebe bedauern müssen. Und so leben offiziell die zwei züchtigen Jungfrauen Kathi und Franzi hier und warten, bis der Richtige kommt.“

Jakob hatte das Gefühl, angekommen zu sein. Er wusste zwar überhaupt nicht, wie es weitergehen sollte: keine Arbeit, kein Geld, eigentlich keine Zukunft außer die Revolution, die er sich nicht vorstellen konnte. Zufrieden schlief er in seiner Abstellkammer ein.

Die Versammlung

Im Lauf der folgenden Woche lebte sich Jakob ein. Er lernte, Kohlsuppe zu machen, und Krautsuppe und Kartoffelsuppe. Manchmal war das Essen besser, wenn Katharina oder Franzi in Luxusgeschäften im ersten Bezirk etwas mitgehen ließen. Sie verhielten sich wie feine Damen, und niemand würde von ihnen einen Diebstahl erwarten. „Wir flirten ein bisschen mit den männlichen Angestellten“, lachte Katharina.

Manchmal brachte sie auch Spezialitäten aus dem Laden mit, in dem sie arbeitete. Sie ließ offen, ob sie es geschenkt bekam, weil es verderblich war und verbraucht werden musste, oder ob sie es mitgehen ließ. „In dem Geschäft am Kutschkermarkt gehen mehr die feineren Leute hin“, erklärte Katharina. „Ich bin ja ein bisschen eine Feine. Und die Damen müssen jetzt selber einkaufen, Dienstmädchen gibt's ja kaum mehr.“

Katharina wurde manchmal von einem gewissen Norbert besucht. Dann schlief Franzi im Wohnzimmer.

Der Weg zur Versammlung der Föderation am Sonntag führte durch die Kriegsgemüseärten auf der Schmelz. Die Hütten und Verschläge erschienen in der düsteren Herbststimmung noch unscheinbarer als im Sommer. Immer wieder wurden Katharina und Franzi, mit denen Jakob unterwegs war, von Frauen begrüßt.

Die Halle war unansehnlich und erschien klein neben den danebenliegenden Gebäuden und den sie umgebenden Kleingärten. Hundert Menschen hätten eng aneinander gedrängt

Platz gehabt. Die hochliegenden Fenster gaben wenig Licht. Noch waren kaum Leute da. Steffi und Jossel hängten Plakate mit Nachrichten auf. Ein Mann, dem ein Bein fehlte, half ihnen dabei. Katharina stellte ihn vor. „Das ist Josef. Er ist hier praktisch der Hausmeister. Es kommen ja auch unter der Woche Leute vorbei, die was wissen wollen.“

„So viele kommen nicht. Es muss aber jemand da sein, der für Ordnung sorgt.“ Josef löste auch viele technische Probleme. So hatte er von irgendwo elektrischen Strom abgezweigt, sodass in der Halle Licht brannte, wenn auch ein blasses. Bei bewölktem Wetter jetzt im Herbst war das bereits am Nachmittag notwendig.

Weniger kamen als erwartet. Es waren keine zwanzig, die an den Wänden entlang saßen. „Das ist wahrscheinlich die Grippe“, meinte Jossel und berichtete dann über die Ereignisse der letzten Woche, indem er in einen Vortragsduktus fiel. Es war offensichtlich, dass er hier eine wichtige Person war. Er betonte, dass der Krieg bald zu Ende gehen müsse, wenn das Deutsche Reich eine liberale Regierung zulasse und um Frieden bittle.

„Am wichtigsten ist aber der Prozess gegen die heldenhaften Matrosen von Cattaro. Es ist bezeichnend, dass das erst jetzt bekannt wird, weil die Revolten in der Armee verschwiegen werden, so wie auch die Meuterei von Rumburg. Das macht uns aber zuversichtlich, weil wir wissen, dass auch jetzt solche Aufstände stattfinden, von denen wir nur nichts wissen.“

In diesen Tagen gelangten durch den Prozess gegen über dreihundert Meuterer Berichte über den Matrosenaufstand von Cattaro im Februar 1918 an die Öffentlichkeit. Es war der Heeresführung gelungen, die Ereignisse ein halbes Jahr geheim zu halten. Auch im Oktober wurden wegen der Zensur kaum Details bekannt. Der aufwendige Prozess und der Hinweis, dass Meuterer hingerichtet wurden, wiesen aber auf einen größeren Aufstand hin.

Er sprach weiter vom Tramwaystreik und dass ihn Genossinnen und Genossen durch Blockaden unterstützt hätten. Daran schloss sich wie so oft eine Auseinandersetzung über die Rolle der Sozialdemokratie an. Josef war die ganze Zeit schon unruhig. Jossel war aufgefallen, dass er sich an den Gesprächen nicht beteiligte. Zur Sozialdemokratie hatte er sonst immer etwas zu sagen. Als sich die Auseinandersetzung fruchtlos im Kreis drehte, brach Jossel die Diskussion ab und erteilte Josef das Wort.

„Ich hab euch was Wichtiges zu sagen. Ich glaub, der Heimo ist ein Spitzel.“ Heimo war die letzten Wochen anwesend, meldete sich aber nie zu Wort. Die anderen wussten praktisch nichts über ihn. Er war ein Riese von einem Mann, schaute aus wie ein Bär und trug einen Vollbart. Er behauptete von sich, er sei Höhlenforscher, was allen ein wenig seltsam erschien, und außerdem besitze er ein Jagdgewehr.

Heimo erhob seinen wuchtigen Körper und sagte: „Ich hole jetzt mein Gewehr. Du bist der Spitzel.“ Josef wollte auf ihn zustürzen, aber Jossel hielt ihn fest. „Hört auf mit den sinnlosen Beschuldigungen. Wie kommst du darauf, Heimo als Spitzel zu bezeichnen?“, wandte sich Jossel an Josef, „entweder du hast handfeste Beweise, die es nicht geben kann, weil es nichts zu verraten gibt. Oder du lässt es bleiben.“ Jossel war nicht aufgefallen, dass er durch seine beschwichtigenden Äußerungen den Spitzelverdacht bestätigte.

Heimo verschwand. Er tat ihm leid. Wie sollte sich Jakob verhalten, um nicht als Spitzel verdächtigt zu werden? Allen Anwesenden war die Szene unangenehm. An eine gemeinsame Diskussion war nicht mehr zu denken. Die Leute redeten ungeordnet durcheinander, meist über Heimo und was sie an ihm beobachtet hatten. Josef blieb eher außerhalb und wechselte mit niemandem ein Wort.

Jakob begleitete Steffi und Jossel bis zur Meiselstraße. „Was haltet ihr von dem Spitzelvorwurf?“

„Viel schlimmer als der Spitzel selbst ist die Spitzelparanoia. Du siehst ja, wie das wirkt. Ich fürchte, nächste Woche kommt überhaupt niemand mehr. Josef ist leider ein bisschen schnell mit seinen Verdächtigungen“, antwortete Jossel.

Grippe

Am nächsten Tag wurde Katharina durch die Grippe mit Fieber, Kopf- und Gliederschmerzen niedergeworfen. Am Tag darauf erwischte es Ernst, Mizzi und Gudrun. Franzl und Jakob waren die Einzigen in der Wohnung, die noch gesund waren. Besonders schlimm traf es Mizzi, sie hustete Blut und lief blau an. Eine Lungenentzündung verschlimmerte ihren Zustand. Sie erholte sich wochenlang nicht, während alle anderen nach wenigen Tagen wieder auf den Beinen waren. Franzl und Jakob kochten und versuchten, die anderen zu pflegen.

Jakob blieb nicht verschont: Schüttelfrost, Fieber, Gliederschmerzen. Er lag im Bett und konnte oder wollte sich nicht bewegen. Franzl zwang ihn, Kohlsuppe zu trinken, weil sie gehört hatte, dass das gesund sei. Er fühlte sich zwar sehr krank, aber geborgen, fast wie zu Hause, weil sich Franzl um ihn kümmerte. Sie ließen ihn an den aktuellen Ereignissen teilhaben, indem sie ihm Zeitungen brachten, anfangs auch wichtige Absätze vorlasen. Zum Beispiel, dass Kaiser Karl am 16. Oktober ein Völkermanifest verabschiedete, das den Umbau der Monarchie zu einem Bund von Nationalstaaten vorsah.

Diese Woche hätte Jakob Jossels Bruder kennenlernen sollen, aber die Grippe machte das unmöglich. Zur nächsten Versammlung konnte er auch nicht gehen, weil er sich noch nicht so gut fühlte. Er wollte den Sonntag im Bett verbringen.

Katharina erzählte am Abend vom Treffen der Föderation. Trotz des Vorfalls in der vergangenen Woche seien mehr Leute da gewesen, nämlich eine ganze Gruppe von neuen Deserteuren.

„Junge Burschen, die gemeinsam abgehaut sind, weil sie nach der Ausbildung an die Front hätten müssen. Wir werden immer mehr Männer“, lachte Katharina.

„Dann ist noch geredet worden“, fuhr Katharina fort, „dass wir was tun müssen: Kundgebungen und Streiks organisieren. Der Josef hat den Jungen gleich vorgeschlagen, bewaffnet loszugehen und für die politischen Gefangenen und die Deserteure zu demonstrieren. Die Neuen sind nämlich mit ihren Waffen gekommen. Zum Glück hat sie der Jossel von diesem Himmelfahrtskommando abgehalten.“

„Bewaffnung ist aber schon gefährlicher als Plakate schreiben?“, Jakob dachte dabei an die Spitzelgefahr.

„Und was noch wichtiger ist. Der Kontakt zwischen den revolutionären Gruppen soll verbessert werden. Jossel kennt ja die von Poale Zion und die Bundisten und die jüdischen Anarchisten, außerdem die, die früher bei der sozialdemokratischen Jugend waren. Angeblich haben sich auch neue anarchistische oder bolschewistische Gruppen gebildet.“

„Ach ja, das hätt ich fast vergessen“, wechselte Katharina das Thema, „Jossel und Steffi haben von ihrem Besuch bei Pierre Ramus in Klosterneuburg erzählt. Das ist ein bekannter Anarchist, der hat vor dem Krieg die Zeitschrift Wohlstand für Alle herausgegeben und außerdem ein anarchistisches Manifest geschrieben. Die zwei waren dann gar nicht so begeistert von ihm, weil er nur für die geistige Neuorientierung der Menschen eintritt, mit den Mitteln des Wortes. Dabei geht's jetzt darum, dass wir was tun!“

„Und was ich sehr spannend gefunden habe, Ramus tritt für Vasektomie ein.“ Auf den fragenden Blick von Jakob erläuterte Katharina das genauer. „Dabei geht es um die

Durchtrennung des Samenleiters.“ Jakob verstand noch immer nicht, was gemeint war. Im Naturgeschichteunterricht wurde die Sexualität ausgespart. Katharina erkannte das und setzte fort: „Beim Geschlechtsakt kommt der Samen zur Eizelle. Die Vasektomie hindert den Samen, in die Frau transportiert zu werden, weil der Samenleiter durchtrennt ist. Das wäre wunderbar, es gäbe nicht diese Vielzahl unerwünschter Schwangerschaften. Schau, wie viele uneheliche Kinder es gibt und wie viele Abtreibungen.“

„Kennst du die Zilli?“, war Jakobs für Katharina überraschende Frage.

„Die Freundin von Steffi aus Salzburg? Nein, ich hab nur von ihr gehört. Red einmal mit der Steffi, die kann dir mehr über Abtreibungen erzählen.“

Katharina ging wieder auf die Versammlung ein: „Die Männer haben das mit der Vasektomie nicht sehr ernst genommen und haben blöde Witze gemacht über Kastration und verlorene Männlichkeit. Die haben ja nicht das Problem mit den Schwangerschaften, die seilen sich ab, wenn's darauf ankommt.“

Die Erschöpfung durch die Krankheit ließ Jakob danach zum ersten Mal wieder tief und fest schlafen.

Soucek

Obwohl er sich noch matt fühlte, wollte Jakob am Abend des nächsten Tages Jossels Bruder treffen. Dort in der Wohnung öffnete ihm ein blasser Jossel die Türe.

„Jakub ist an der Grippe gestorben. Gestern ist er krank geworden, und heut in der Früh war er tot. Bleib draußen, da wird gerade fürs Begräbnis gewaschen und angezogen.“

Sie setzten sich im Gang vor dem Zimmer auf den Boden. Jakob wagte nichts zu sagen.

„Es kommt noch schlimmer. Wegen des Toten hat es vor dem Haus einen ziemlichen Auflauf gegeben. Die ganze Verwandtschaft und der Rabbi. In meiner Familie gibt es ziemlich viele Orthodoxe, und das fällt auf. Dann kommt so eine Gruppe von Burschen und schreit: Judenschweine, Judenschweine! Wir Juden versuchen immer, das zu ignorieren. Ich mag diese Passivität von uns sowieso nicht. Ein Typ ist gekommen und hat mit denen geredet. Es hat ausgeschaut, als wolle er sie beruhigen. Aber an der nächsten Ecke haben sie den David abgepasst, kein Verwandter, aber wir kennen ihn alle, und haben angefangen ihn zu verprügeln. Wir sind hin, die Polizei ist gekommen, wahrscheinlich von irgendwelchen Leuten gerufen. Die schnappen sich die Burschen. Wir haben den David reingetragen. Da kommt der Typ wieder und redet mit den Kieberern. Daraufhin lassen die die Schläger wieder laufen. Ich weiß ja, die Polizei ist antisemitisch. Nicht nur die Polizei. Die Wiener waren immer schon antisemitisch. Die Kaisertreuen sind antisemitisch. Die Alldutschen sowieso.

Und die meisten Sozialdemokraten auch. Manchmal frag ich mich, wieso ich mich mit euch organisiere.“ Er meinte damit die Deutschsprachigen aus Österreich.

„Inzwischen waren noch mehr Leute da, auch Genossen. Wir sind dem Kerl nachgegangen, als sich seine Schlägergarde verzogen hat. Wir haben ihn gepackt, zu Boden gerissen, aber wir haben ihn wieder auslassen. Wir konnten ihn doch nicht erschlagen. Ich hab ihm den Ausweis weggenommen. Dann ist er in sein Haus geflüchtet. Wir hätten ihm einen richtigen Denkkzettel verpassen sollen, ihn nicht einfach laufen lassen.“

Jakob konnte sich Jossel überhaupt nicht so hilflos vorstellen, wie er ihn jetzt sah. Er hatte sonst den Eindruck, er und Steffi wüssten immer, was zu tun wäre.

„Er heißt Johann Soucek. Wir werden ihn weiter beobachten. Da werden Pogrome wie in Russland vorbereitet! Wir brauchen einen jüdischen Selbstschutz!“

Jakob lief es kalt den Rücken hinunter. Mit dem wollte er gar nichts zu tun haben. Dann sagte er doch: „Ich hab den Johann Soucek im Zug kennengelernt. Ein Reaktionär.“

„Der David ist übrigens gestorben. Das, was du gesehen hast“, in Wirklichkeit hatte Jakob nichts gesehen, „war das Waschen und Anziehen von David.“

„Du kannst mir helfen. Du kannst den Soucek beobachten. Die bereiten Pogrome vor, und das muss verhindert werden. Du weißt ja, wie er ausschaut. Ich muss ja hier bleiben. Außerdem werd ich aufs Begräbnis gehen.“

Jakob hielt das für sinnlos. Außerdem hatte er keine Lust, Soucek wieder zu treffen. Aber er wollte Jossel in dieser Situation auch nichts abschlagen.

Jakob beobachtete das Haus in der Taborstraße. Er war müde, geschwächt von der Grippe. Sollte er die ganze Nacht sinnlos vor einem Haus warten, um einen Mann zu verfolgen, dem er am liebsten nie mehr begegnet wäre?

Als Johann Soucek das Haus verließ, folgte ihm Jakob in die Donaukanallinie der Stadtbahn, weiter in die Vorortelinie, verließ diese in Gersthof und stieg ihm über die Treppen nach zu einer Villa in einem der besten Viertel der Stadt. Dort folgte die nächste Überraschung. Vor der Villa stand ein Mann, der Soucek mit einem zackigen Heil und erhobener Hand grüßte, offensichtlich ein Wachposten. Nach wenigen Minuten wurde dieser abgelöst durch Hacki.

Hacki

Jakob ging auf Hacki zu, obwohl er sich nicht überlegt hatte, wie er seine Anwesenheit hier erklären sollte, und fragte ihn, was er hier mache.

„Hallo, Jakob. Und was machst du denn in dieser Gegend?“, erwiderte Hacki.

„Ich hab eine Freundin besucht und bin jetzt auf dem Heimweg“, log Jakob.

Anschließend sprachen sie darüber, was weiter in ihrem Regiment passierte.

„Nach deinem Verschwinden hat alles angefangen. Die aus deiner Gruppe, die dich nicht zurückgebracht haben, sind bestraft worden. Wegen Disziplinlosigkeit! Das war ziemlich Scheiße. Was hätten die denn tun sollen? Außerdem ist für alle der freie Sonntag gestrichen worden. Der wär sowieso nur eine Ausnahme gewesen, hat es geheißten. In allen anderen Kompanien gibt's keinen Ausgang mehr. Dann Marschbefehl an die Front. Wir haben uns Zeit gelassen bei der Vergatterung. Der Reinsfeld hat gedacht, wir meutern, und bevor wir rote Fahnen raushängen, macht er die deutsche Revolution. Der hat dann so eine Rede gehalten in der Unterkunft, dass uns die Slawen endgültig im Stich lassen und dass der Kaiser uns verraten hat. So sind wir dem Eid nicht mehr verpflichtet, wegen der jüdischen Einflüsterung. Dann hat uns der Reinsfeld vergattert und ist mit uns hinausmarschiert aus der Kaserne. Hast du übrigens gewusst, dass es solche EF waren wie wir, die eine Meuterei niedergeschlagen haben? Das

hat mir der Reinsfeld erzählt. Die Meuterer waren aber lauter Slawen.“

„Und ihr seid dann nach Wien?“

„Nicht alle. Der Franz Josef, ich, der Kärntner und ein paar andere sind mit nach Wien. Die meisten sind gegangen. Ich weiß nicht, ob heim, einfach weg oder wieder zurück. Der Kärntner hat sich's auch überlegt und ist heimgegangen.“

„Und in Wien?“

„Wir werden so etwas wie eine Deutsche Garde oder eine Deutsche Legion gründen. So wie die Freikorps. Wir müssen was tun gegen die slawische und die bolschewistische Gefahr.“

Hacki nahm also an, Jakob könnte trotz seiner Desertion an einer Teilnahme interessiert sein.

„Wir sind Offiziere, EF und ein paar von der Militärakademie, und wir werben jetzt Freiwillige, um gegen den Bolschewismus zu kämpfen. Du wirst sehen, es dauert nicht mehr lang, und die Massen fallen plündernd über diese Villen her. Drum sind wir da, zur Verteidigung und zum Selbstschutz.“

„Und wem gehört diese Villa?“

„Der Familie Reinsfeld. Heute ist ein hoher Beamter von der Kriminalpolizei gekommen, um zu besprechen, wie es nach der Deklaration von Deutsch-Österreich weitergeht.“

Hackis Tonfall drückte aus, dass er bei etwas ganz Wichtigem dabei war. Soucek war ohne Zweifel dieser Kriminalbeamte.

„Und was machst du so?“

„Na ja, ich versuch so zu überleben. Ich hab mich halt in Wien versteckt.“

„Du solltest dich nicht so passiv zurückziehen. Schau mich an, ich kämpfe für was Großes, für unser deutsches Vaterland.“

Hacki versuchte offensichtlich, ihn anzuwerben. Allein, weil sie sich kannten, und obwohl er wissen musste, dass Jakob andere Ansichten hat.

„Ich überleg's mir. Ich muss jetzt gehen. Es ist ziemlich spät, und ich kann nicht beim Haustor hinein, wenn alle

schlafen.“ Wäre nicht diese Situation, in der er Soucek gefolgt war, hätte er sicher mit Hacki zu streiten begonnen.

„Treffen wir uns wieder? Vielleicht übermorgen Nachmittag im Rüdigerhof?“ Jakob schlug dieses Kaffeehaus vor, weil es weit weg war von der Josefstadt, wo er lebte.

„Ich hab erst am Donnerstag Zeit. Dienst für die Sache. Treffen wir uns am Donnerstag im Rüdigerhof.“

Jakob hätte die Sache mit Soucek und Hacki gerne mit Jossel besprochen, und mit Steffi. Überhaupt hätte er gerne mit jemandem geredet. Aber alle schliefen schon. Schlaftrunken schaute Franzl aus dem Fenster und machte ihm dann auf. Als er sich niederlegte, schlief er wie ein Stein.

In den Zeitungen stand nichts vom erschlagenen David, während sonst über jeden Einbruchdiebstahl berichtet wurde, weil der Ermordete ein illegal in Wien lebender Jude war. Womöglich lag es an der Zensur, die verhinderte Berichte über Streiks und Unruhen ebenso.

In der Früh unterhielt sich Jakob mit Franzl und Katharina über die Ereignisse des Vortags. Katharina ergänzte. „Wenn die wüssten, dass ganz in der Nähe Arthur Schnitzler wohnt. Der ist nicht nur Jude, sondern noch dazu so unverschämt, den Antisemitismus zu kritisieren.“

Jakob blieb die nächsten Tage daheim, um sich auszukurieren. Am Mittwochabend kam Steffi auf Besuch, und er konnte wenigstens ihr von Soucek, Hacki und der Deutschen Legion erzählen. Sie bestärkte Jakob in seinem Ansinnen, sich mit Hacki weiter zu treffen. Jossel sei meist bei seinen Verwandten in der Leopoldstadt und noch immer aufgebracht, mehr über Soucek und weniger über die Schläger.

Agnes

Bevor sich Jakob am Donnerstag mit Hacki im Rüdigerhof traf, besuchte er Tante Hilde und Agnes. Diese freuten sich sehr, die Frage der Desertion spielte überhaupt keine Rolle mehr.

Da es ein schöner Herbsttag war, beschlossen Agnes und Jakob, eine Runde spazieren zu gehen.

„Ich bin jetzt Anarchistin“, sagte Agnes mit einem verschwörerischen Unterton. Jakob hatte damals zwar politisch argumentiert, aber Festlegungen vermieden. Jetzt erklärte er, dass er sich auch als Anarchist sehe, der für eine herrschaftsfreie Gesellschaft kämpfe. Außerdem sei er jetzt in einer revolutionären Gruppe.

„Der Gustl hat geschrieben, dass er in drei Tagen kommt. Ich freu mich schon so. Ich glaub, er ist auch desertiert“, sagte sie nicht ohne Stolz. „Wie war denn das Desertieren? Bist du einfach nach einem Ausgang nicht mehr heimgekommen?“

Jakob berichtete, dass er eigentlich bei einer Übung verloren gegangen sei, sozusagen versprengt. Agnes fand das Wort „versprengt“ lustig.

„Es ist schön, dass du da bist, besuch uns wieder“, sagte Agnes, ergriff Jakobs Hand und schaute ihm in die Augen. Dann begleitete er sie noch nach Hause.

Im dunklen Hauseingang, gerade als sich Jakob zum Gehen wegrehen wollte, schlang Agnes die Arme um ihn und presste ihre Lippen auf seine. Jakob zog den Kopf kurz zurück, sie lockerte zwar ihre Arme, presste aber ihren Körper an seinen.

Die Lippen berührten sich wieder. Ihre waren leicht gerundet, Jakob spürte ihre Zungenspitze. Auch er öffnete seinen Mund, und ganz vorsichtig tastete sich seine Zungenspitze hinein. Mit kleinen Bewegungen schoben sich ihre Zungen hin und zurück, bis sie schließlich jeweils tiefer eindringen. Jakob wusste nicht, wie lange sie sich küssten, seinem Gefühl nach sehr, sehr lange. Als sie voneinander abließen, taumelte Jakob fast. Kurz vor dem Hauseingang drehte er sich noch einmal um. Agnes sagte Danke, bevor sie um die Ecke verschwand.

Jakob war glücklich. Warum küsste ihn Agnes? Wollte sie ihn küssen, bevor ihr Gustl zurückkam? Am liebsten wäre er stundenlang durch die Stadt gegangen, um das Gefühl des Kusses in Erinnerung zu behalten. Er ging langsamer als sonst. Es fiel ihm schwer, sich geistig auf das vorzubereiten, was ihn beim Treffen mit Hacki erwartete.

Hacki und Soucek

Wie sollte es Jakob anstellen, möglichst wenig von sich zu erzählen und viel von Hacki zu erfahren? Ihm war es unmöglich, begeistert für seine Sache aufzutreten, so wirkte sein Zögern echt: „Ich weiß nicht so recht. Mir liegt das Militärische nicht so“, sagte er schließlich, als sich Hacki im Rüdigerhof zu ihm gesetzt hatte.

„Das wird doch ganz anders. Dort waren wir sinnlos, weil wir für das verrottete System kämpften. Dabei kann keine Begeisterung aufkommen. Bei uns geht es im Gegensatz dazu um etwas. Wir sind Idealisten. Wir kämpfen für die nationale Sache.“

„Du hast ja recht, irgendwie.“ Jakob hätte nie zackig begeistert auftreten können.

„Du kannst nächste Woche bei einer Übung vorbeikommen. Da wird nicht sinnlos exerziert. Du wirst dir leicht tun, weil du eine militärische Ausbildung hast. Die Gymnasiasten und Studenten, die haben ja keine Ahnung vom Militärischen.“

„Wo treffen wir uns denn nächste Woche?“

„Wir treffen uns im Wiener Wald.“

„Und wie viele seid ihr, sind wir bei den Übungen?“

„Erst ein paar Dutzend, so gegen hundert.“

„Und das sind Offiziere und Studenten?“

„Wo wohnst du eigentlich?“, fragte Jakob weiter, nachdem Hacki auf die vorige Frage nicht geantwortet hatte.

Inzwischen war ein Mann bei der Tür hereingekommen und setzte sich an einen Tisch gegenüber, sodass er Jakob ins

Gesicht schauen konnte. Es war Soucek. Er sollte offensichtlich den neuen Anwärter, den Freund von Hacki, begutachten. Er musste Jakob wohl erkannt haben.

Hacki bemerkte Soucek ebenso und winkte ihm erfreut zu. Sich sichtlich unwohl fühlend, stand Soucek auf und kam zu ihnen herüber. „Das ist Johann Soucek, unser Dietwart.“

Der versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, sein Blick verfinsterte sich aber, und er schaute Hacki vorwurfsvoll an.

„Und das ist Jakob ...“

Jakob versuchte, die angespannte Stimmung zu überbrücken, und fragte: „Was ist ein Dietwart?“

„Wir haben das von den Turnvereinen. Diet heißt eigentlich Deutsch oder Volk und der Dietwart ist sozusagen verantwortlich für das deutsche Volksgut. Johann macht Vorträge über das deutsche Volk und die deutsche Rasse.“

Soucek wollte gehen und drängte zum Aufbruch. Hacki folgte ihm widerstrebend, nachdem er gezahlt hatte. Beim Hinausgehen verabschiedete er sich: „Wir bleiben in Kontakt.“

Jakob konnte sehen, wie sie draußen aufgeregter diskutierten.

Am nächsten Tag informierte ihn Katharina, dass sie ein internes Treffen in der Meiselstraße hätten, wozu er, Jakob, auch kommen solle. Die Versammlung für nächsten Sonntag müsse vorbereitet werden, damit sie nicht zu chaotisch verlaufe. Es hatten sich nämlich Vertreter und Vertreterinnen von Gruppen angekündigt, die bisher noch nie da waren.

„Vielleicht sind sie bloß ein paar Offiziere ohne Mannschaft“, meinte Steffi in der Meiselstraße.

Jetzt konnte Jakob endlich auch Jossel über Soucek und die Deutsche Legion berichten. Der meinte daraufhin voller Zorn: „Die Buben waren einfach nur dumm und verhetzt. Wirklich gefährlich sind solche Typen wie der Soucek. Solche Typen müssen ausgeschaltet werden.“

Jossel war sichtbar noch immer aufgewühlt, auch wenn er jetzt nicht so hilflos wirkte wie wenige Stunden nach dem

Mord. Alle stimmten zu, obwohl Jakob den Begriff „Ausschalten“ nicht mochte.

Steffi versuchte, Jossel zu beruhigen: „Es kann nicht um den Kampf gegen Einzelpersonen gehen. Da besteht die Gefahr, dass das ein persönlicher Privatkrieg wird. Wir haben den individuellen Terror immer abgelehnt. Er kann zwar den Hass befriedigen und auch, wenn er als Propaganda der Tat gedacht ist: Ein Attentat ist nie das, was viele machen können. Individueller Terror ist Stellvertreterpolitik. Unser berühmtester Terrorist, Friedrich Adler, ist nicht zufällig kein Anarchist, sondern ein Sozialdemokrat. Wenn bei ihm auch die Enttäuschung über seine Partei ausschlaggebend war und nicht die Propaganda der Tat.“

„Du hast ja recht. Aber ich darf schon ein bisschen has-sen?“, entgegnete Jossel vorwurfsvoll ironisch seiner Freundin. „Und wenn ich schlafen geh, wird der Hass bleiben! Ich weiß, der Antisemitismus lässt sich durch das Ausschalten einzelner Personen nicht beseitigen.“

„Wir Juden sind jetzt die Einzigen, die keinen Staat haben“, änderte Jossel dann das Thema, „ihr habt ja jetzt eure deutsche Nationalversammlung, zwar nur provisorisch, aber immerhin. Wir werden sehen, wie national ihr werdet. Uns bleibt wenigstens der Internationalismus.“

Wo warst du am 7. November?

Nach und nach trafen die anderen zur Vorbesprechung ein. Jakob kannte sie von der letzten Versammlung. Neben Steffi, Jossel, Franz, Katharina und Franzl noch Josef, der „Hausmeister“, ein Theo mit rotblonden Locken, der sich als Anarchist vorstellte, Klara, die Arbeiterin und Julius, ein Heimkehrer aus russischer Gefangenschaft, der bei der Meuterei in Rumburg dabei war.

Steffi sollte die Versammlung der Föderation am folgenden Sonntag straff moderieren, um ausufernde Diskussionen zu vermeiden. Zwei große Themenkomplexe wurden festgelegt: die Beteiligung an den Demonstrationen der nächsten Tage und der Aufbau einer bewaffneten Organisation.

„Und es wäre wichtig, auch Frauen zu bewaffnen“, meinte Katharina dazu. Das war aber nur theoretisch, weil nur männliche Deserteure Waffen hatten.

„Wie war das mit der Meuterei in Rumburg?“, fragte Jakob neugierig.

Bevor Julius antworten konnte, meinte Steffi: „Dass du Revolutionär bist, hat sicher mit der Oktoberrevolution zu tun?“

Julius erzählte dann, dass er wie alle Kriegsgefangenen von den Bolschewiki freigelassen wurde, sich nach Hause durchgeschlagen habe, dann einem Rechtfertigungsverfahren unterzogen wurde, ob er nicht ein Spion sei. In Rumburg hätten sie das Munitionsmagazin und den Bahnhof gestürmt, ihnen sei aber danach eine Falle gestellt worden. Sie wurden gefangen und zehn Rädelsführer hingerichtet.

Es gab sie also tatsächlich, die Meutereien. Letzte Woche erfuhr die Öffentlichkeit von Cattaro, gestern erzählte Hacki etwas von einer solchen in Radkersburg, und jetzt hörte Jakob endlich Genaueres über Rumburg.

Auf Nachfrage erzählte Jakob dann von sich. Dass er über den Prozess gegen Friedrich Adler gelesen hatte, und das habe ihn fasziniert. „Die klammheimliche Freude über das Attentat“, meinte Katharina, und alle lachten. Und dass er begeistert war von der Russischen Revolution und sein erstes revolutionäres Flugblatt von Jossel in Salzburg bekommen habe.

„Du bist aus Salzburg?“, warf Julius ein: „Das Exekutionskommando in Rumburg war auch aus Salzburg, die 59er. Die haben dann gebetet. Vielleicht, weil sie ein schlechtes Gewissen gehabt haben. Die Tschechen haben nicht gebetet und ich auch nicht.“

„Aber diesen September hat das Salzburger Militär nicht auf die Demonstrantinnen geschossen“, antwortete Jakob, um sich zu rechtfertigen, obwohl es keinen Grund dafür gab.

Jakob wollte dann wissen, wie Steffi nach Salzburg gekommen war. „Meine Mutter ist wegen der Liebe und wegen der Arbeit nach Anif gegangen, als Dienstin. Der Freund, ihre Liebe, war zuerst ganz revolutionär und hat gesagt, er heiratet sie trotz des unehelichen Kindes. Dann hat er kalte Füße bekommen. Er war ja doch ein Bürgerlicher. Dafür hab ich jetzt eine Halbschwester, die siebzehn Jahre jünger ist. Ich hab dann als Dienstmädchen angefangen. Dort hab ich übrigens den Jossel kennengelernt, der war damals im Lager. Von Salzburg bin ich nach Blumau und von dort nach Wien, wegen dem Jossel, aber auch, weil ich beim Franz wohnen kann.“

Jakob schaute in die Runde, ob jemand die spezielle Wohnsituation von Franz und Steffi auffällig findet.

„Ah ja, in Blumau war ich direkt dabei beim Streik im Jänner. Wir haben uns täglich versammelt. Haben die Räte gewählt, haben gestritten und diskutiert. Wie die Sozialdemokraten

den Streik abgedreht haben, haben wir uns aufgeregt. Wir, die revolutionären Weiber. Es war ein großartiges Erlebnis. Die Hilflosigkeit der Fabrikbesitzer, der Vorarbeiter, der in seinem Kammerl gesessen ist und sich nichts sagen getraut hat. Die Sozialdemokraten, die verzweifelt sind über unsere sogenannte Realitätsfeindlichkeit. Die Umzüge durch die Fabrik mit den Parolen: Brot und Frieden.“

„Wir haben immer gestreikt“, warf Klara ein, „schon 1917, im Jänner 1918 und im Juni. Immer wir Frauen. Die Männer waren zu feig. Natürlich, uns haben sie nicht an die Front schicken können. Mich wundert es nicht, dass die Arbeiterräte sozialdemokratisch sind. Das sind ja lauter Männer.“

„Steffi war schon als Kind und Jugendliche rebellisch. Ich kenn sie von klein auf. Steffi war ja meine heimliche Jugendliebe“, ergänzte Franz.

„Ich bin auch schon lange revolutionär“, brachte sich jetzt Katharina ein, „seit ich meine Verlobung gelöst habe, nein, eigentlich schon vorher, ich hab immer gestritten, wie ich noch verlobt war. Das war 1914. Ich bin immer gegen den Krieg gewesen, aber der Herr Graf, mein Verlobter, war dafür.“

Franzi ergänzte: „Du warst schon immer für ein anderes Leben. Und wir haben alles gemeinsam gemacht. Außer deine Ausschweifungen.“ Alle lachten. „Ich komm ja aus einer sozialdemokratischen Arztfamilie, wie die Katharina aus Währing, aber die Praxis ist drüben in Hernals. Wir zwei sind schon ganz früh für den Frieden gewesen. Wir waren aber nie Vollzeit-Berufs-Revolutionärinnen.“ Franz lachte, weil sie bei dem langen Wort stolperte. „Wir waren bei denen, die beim Adler-Prozess demonstriert haben. Kannst dich noch erinnern, wie uns die Sozialdemokraten als sensationslüsterne, aufhetzende Weiber beschimpft haben?“ Katharina nickte erheitert.

Es war spät geworden, und Steffi machte die Fenster auf. Die kühle Luft konnte kaum den dichten Rauch aus dem Raum vertreiben.

Auf dem Heimweg begleitete sie Theo ein Stück. Der erzählte auf Jakobs interessiertens Nachfragen, dass er schon vor dem Krieg Anarchist war, wegen eines Rückenleidens nicht einrücken musste und im Jännerstreik Jossel kennengelernt hatte. Zum Abschied küsste er Katharina und Franzl auf die Wangen und näherte sich mit dem Mund Jakobs Gesicht, als er ihm die Hand gab, wich dann aber doch zurück. Jakob schaute seinem Lockenkopf nach, bis er in der Dunkelheit verschwand.

Neunkirchen

Am späten Samstagvormittag fuhren Steffi und Jakob mit der Staatsbahn Richtung Süden. Beim gestrigen Treffen hatten sie auch über das Gerücht gesprochen, dass in der Umgebung von Neunkirchen, einem Industriegebiet mit vielen Garnisonen, ein Munitionszug einfach auf offener Strecke stehen gelassen wurde. Sie sollten einen Ausflug in die Gegend machen und feststellen, ob es diesen Zug überhaupt gibt, wie die Munition nach Wien zu transportieren wäre und wie viele Leute gebraucht würden.

Der Personenzug nach Süden war ziemlich voll. Sie mussten die meiste Zeit am Gang stehen. In Wiener Neustadt stiegen sie aus und folgten der Bahnstrecke nach Neunkirchen. Unterwegs konnten sie sich unterhalten und Jakob fragte, wie sich Steffi und Jossel kennenlernten.

„Auf der gleichen Wiese in Hellbrunn. Er ist dort mit einer Gruppe Burschen aus dem Lager vorbeigekommen. Die haben sich zu uns gesetzt. Danach haben wir uns öfter getroffen.“

„War Jossel damals schon Revolutionär?“

„Ja, aber mehr zionistisch, also jüdisch-nationalistisch. Er war nicht so eindeutig Kriegsgegner wie in den letzten Jahren, weil er den Zaren hasste und eigentlich die Russen wegen der Pogrome dort. Die hat's ja in Österreich nicht so gegeben. Die Russischen Revolutionen haben seine Ansichten verändert.“

„Und die Zilli war eine gute Freundin von dir?“

„Wir waren eine Zeit lang beste Freundinnen. Wenn es sich ausgegangen ist, waren wir gemeinsam unterwegs. Das hab ich

dir eh schon erzählt, dass sie gestorben ist, weil sie sich das Kind wegmachen wollte.“

„Und wer wäre der Vater gewesen?“, wagte Jakob jetzt zu fragen.

„Das möchtest du gerne wissen“, lachte Steffi, das Lachen, das Jakob inzwischen so mochte, „eine ziemlich indiskrete Frage. Du kannst es nicht gewesen sein.“ Jakob lief rot an. „Zilli hat mir alles erzählt. Es war einer der Söhne des Hauses, ein ziemliches Arschloch, das jedem Rock nachgelaufen ist.“ Jakob fühlte sich ertappt, weil auch er Frauen nachschaute und von ihnen fantasierte. Steffi merkte seine peinliche Berührtheit. „Du bist ganz anders, du bist ein ganz Lieber.“

„Dieser feine Herr Leutnant Hanssen hat sie praktisch vergewaltigt, und das nicht ein Mal“, setzte sie fort, „das Schlimmste war, sie hat sich geschämt dafür. Es war ja nicht nur, dass sie die Arbeit verloren hätte, sondern diese Herrschaften haben noch ganz andere Mittel, beschuldigen einen des Diebstahls, beschuldigen sogar die Dienstmädchen, sie hätten sie verführt. Diese feinen Herren Söhne betrachten Dienstbotinnen als Freiwild. Ich frag mich, wieso ich das dir als Mann erzähle?“

Jakob sagte nichts mehr. Nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen waren, wagte Jakob eine neuerliche Frage: „Wie ist das mit den Abtreibungen?“

„Das sind eigentlich Frauengespräche“, war die unwirsche Antwort. Nach einer Weile sagte Steffi, dass sie zwei Abtreibungen gehabt habe und ihr die Engelmacherin von den Tschikweibern vermittelt wurde. Jakob insistierte nicht weiter.

Sie fanden keinen Zug auf der Strecke zwischen Wiener Neustadt und Neunkirchen. Nur einige verwaiste Waggons standen auf dem Bahnhof herum. Sie folgten den Gleisen weiter Richtung Ternitz und fanden auch dort nichts. Auf dem Rückweg packten sie einige auf den Feldern übrig gebliebene, angefaulte Kartoffeln in ihre Rucksäcke. Sie hatten vor, in die

Waggons hineinzuschauen, wenn es dunkel war. Sie spazierten im Ort herum, um dann in der Dämmerung zum Bahnhof zurückzukehren.

„Wenn wir Munition finden, müssen wir unsere Rucksäcke wieder ausleeren“, sagte Jakob, während er eine Tür aufschob. Der Waggon war leer. Ein Zug fuhr in den Bahnhof ein, hielt einige Minuten und ließ die Leute aus- und einsteigen. Jakob und Steffi versteckten sich. Danach öffneten sie die Schiebetür des nächsten Waggons. Sie fühlten sich ziemlich sicher, niemand mehr, und schon gar nicht die Behörden, schien sich dafür zu interessieren, was die Menschen so am Bahnhof trieben.

Als sie aus diesem ebenfalls leeren Waggon wieder hinauspringen wollten, standen drei Wachmänner mit Gewehr im Anschlag vor ihnen. „Herauskommen, Hände hinter den Kopf. Sie sind festgenommen.“ Sie wurden auf die Wachstube geführt. Dort wurde nach ihren Personalien gefragt. Steffi nannte ihren Namen. Jakob war offiziell Soldat, außerdem hatte er keinen Ausweis bei sich. Blitzartig fiel ihm ein Name ein, und so sagte er: Robert Soucek. Soucek nannte sich ja Bert. Steffi bestätigte den Namen. Die Wachmänner schauten in die Rucksäcke und fanden nur die Kartoffeln: „Was habt's denn in den Waggons gesucht? Erdäpfel können's nicht gewesen sein?“

Die Tür ging auf, und der Eifrigste der Wachmänner machte Meldung: „Herr Wachkommandant Foltin, zwei verdächtige Subjekte auf dem Gelände des Bahnhofs festgenommen.“

Der Wachkommandant wirkte amüsiert und schaute auf die Papiere, die die Wachmänner gerade bearbeiteten: „WarnS' wieder ein bissl fleißig, Wachmann Birnstingl? Die Namen, Steffi Götschl und Robert Soucek. Haha, Sie heißen Robert. Was habenS' denn am Bahnhof gemacht. Bei uns gibt's ja überhaupt nicht so viel Essbares zu finden, da müssenS' mehr aufs Land gehen, nicht in so ein Industriegebiet. So, verschwindets nach Wien, in einer halben Stunde geht der

Zug, aber die Erdäpfel lassts da.“ Wachkommandant Robert Foltin hatte keine Lust auf Bürokratie für etwas, das viele Städter jeden Tag machten.

Jakob und Steffi mussten noch länger auf den Zug warten, denn die fuhren nur mehr unregelmäßig. Am Abend schilderte er Katharina dieses Erlebnis. Sie fand es sehr lustig.

Die Föderation gewinnt Konturen

Erstmals im Krieg wurden die Zeitungen wieder interessanter. Die Zensur war zwar noch nicht offiziell abgeschafft, aber offensichtlich kümmerten sich die Zeitungen nicht mehr darum. Es war zu lesen, dass Nationalversammlungen in Böhmen und in Kroatien die Unabhängigkeit ausriefen und dass Budapest und Fiume von Unruhen erschüttert wurden. Dass Tschechen und Ungarn Lebensmitteltransporte behinderten und dass Karl Liebknecht freigelassen wurde. Selbst in den Kriegsberichten aus Italien war verklausuliert erkennbar, dass es für die österreichisch-ungarische Armee nicht so gut lief. „Für die Wandtafeln brauchen wir jetzt gar nichts mehr machen, nur mehr Zeitungsartikel aufhängen“, meinte Katharina.

Am Sonntag waren Katharina, Franz und Jakob früher als die meisten anderen in der Halle. Der Raum füllte sich schnell. Menschen standen und saßen dicht gedrängt. Vorne setzten sich Steffi und Josef an einen Tisch. Jakob versuchte einen Überblick über die Eintreffenden zu bekommen. Jossel stellte sich zu ihnen und erklärte, wer da war.

Da waren die vom linken Flügel der Poale Zion. Andere jüdische Genossen und Genossinnen distanzieren sich ausdrücklich vom Nationalismus und sahen sich in der Tradition der Bundisten. Anna und Franz, mit denen Jossel bereits im Jännerstreik zusammenarbeitete. Sie waren Mitglieder der Sozialdemokratie geblieben, weil sie auf keinen Fall den Kontakt zu den Massen des Proletariats verlieren wollten. Neben

Klara weitere Arbeiterinnen und Arbeiter aus den Betrieben. Zwei Frauen von der Schmelz erkannte Jakob, weil er sie mit Katharina und Franzi getroffen hatte. Anarchistische und anarcho-syndikalistische Gruppen schickten Vertreter und eine Vertreterin. Ein Tscheche war da, der von sich behauptete, eine Gruppe von Anarchisten und Bolschewiken zu vertreten. Wieder neue Deserteure.

Theo hatte sich neben Jakob gestellt und äußerte sich unzufrieden: „Wer sich heute alles als Anarchist bezeichnet?“

Zuerst berichtete Steffi über die Ereignisse der letzten Tage: Über die Absetzbewegungen der bürgerlich-nationalistischen Kreise unter allen Völkern der Monarchie, wobei über das Kräfteverhältnis zwischen bürgerlichen, sozialdemokratischen und sozialrevolutionären Strömungen dort nur spekuliert werden könne. Über den Streik bei Gräf & Stift in Floridsdorf, weil die Vertrauensmänner einrückend gemacht wurden. Dass sich konterrevolutionäre Kräfte außerhalb des Staates bewaffnet organisieren, wobei Steffi vage blieb und wohl die deutsche Legion vor Augen hatte.

Der provisorischen Nationalversammlung für Deutsch-Österreich, die am Montag zusammengetreten war, wurde keine Zukunft gegeben. Die Vertreter repräsentierten nicht die Bevölkerung. Sie wurden 1911 nur von den Männern der deutschsprachigen Gebiete gewählt. Außerdem habe sich die Situation durch den Krieg und die revolutionären Aufbrüche geändert.

„Auseinanderjagen“, rief jemand aus dem Publikum, worauf Steffi antwortete: „Wieso ein einflussloses Gremium auseinanderjagen? Die Machtverhältnisse müssen verändert werden! Die Arbeiter und die Soldaten müssen die Macht selbst in die Hand nehmen!“

Weil in der Nationalversammlung eine Reihe von Sozialdemokraten sitzen, meinten einige, diese habe bereits völlig ihre Glaubwürdigkeit verloren und keine Bedeutung mehr.

Andere betonten, dass sich das Proletariat noch immer zur Partei bekennt und sich nur zu Aktionen mobilisieren lässt, wenn die dazu aufriefe. Der aufkommenden Unruhe im Publikum begegnete Steffi, indem sie sagte, sie sei sehr skeptisch gegenüber der sozialdemokratischen Führung, trotzdem lasse sich ihr Einfluss nicht leugnen. Sie halte den Aufbau eigener Macht für unbedingt notwendig, allerdings nicht gegen die Sozialdemokratie, sondern gegen die Reaktion.

Es war erstaunlich, wie Steffi die Veranstaltung in einem geordneten Rahmen halten konnte. Als ein Zwischenrufer, den sie zur Disziplin mahnte, schrie, das sei aber nicht anarchistisch, antwortete sie darauf: „Rücksichtslosigkeit ist aber auch nicht anarchistisch.“

Im Anschluss daran berichteten Teilnehmerinnen und Teilnehmer von sozialdemokratischen Versammlungen, in denen der Zusammenbruch der „Siegfriedler“ und des alten Österreich bejubelt, aber zu keinen Aktionen aufgerufen wurde. In vielen Betrieben würde nur auf Streiks und Demonstrationen gewartet. Mit besonderer Empörung wurde die Meldung der Arbeiterzeitung zitiert, dass der Wiener Arbeiterrat einen Bericht des Abgeordneten Seitz über die Position der Partei zur Kenntnis genommen hätte und Anträge für die Pressefreiheit und die Freilassung der politischen Gefangenen angenommen, aber keine Aufrufe zu Demonstrationen und Streiks.

Erst ein Teil derer, die aus den Betrieben oder den sozialdemokratischen Versammlungen berichteten, hatte sich zu Wort gemeldet, als die Anwesenden per Akklamation bestätigten, in den folgenden Tagen Deputationen ins Parlament zu schicken. Streitgespräche entbrannten, ob diese nur so hingehen oder den Parlamentariern Streiks angedroht werden sollten. Einer schlug vor, die sozialdemokratischen Abgeordneten als Geiseln zu nehmen und sie damit

zu zwingen, zu Massendemonstrationen aufzurufen. Das rief naturgemäß Gelächter hervor. Per Akklamation wurde beschlossen, auf jeden Fall für den Mittwoch Manifestationen zu organisieren.

„Der Aufbau einer bewaffneten Organisation widerspricht dem überhaupt nicht, dass wir gemeinsam mit der Sozialdemokratie demonstrieren. Wir akzeptieren das Nebeneinander der verschiedenen Aktionsformen. So können wir auch das anarchistische Prinzip des Konsenses beibehalten“, leitete Steffi zum zweiten Teil über: „Wir sammeln die Deserteure, es gibt ja schon viele unter uns, wir organisieren Waffen und Munition, und wir teilen uns in Gruppen auf von Personen, die sich schon kennen. Von denen wird jeweils ein Kommandant gewählt. Wir gründen sozusagen grüne Kader in der Stadt.“ Grüne Kader waren im letzten Kriegsjahr Gruppen bewaffneter Deserteure, hauptsächlich in den gebirgigen Gegenden Kroatiens. Viele Geschichten und Gerüchte waren darüber im Umlauf. „Die Reaktionäre sollen schon Angst vor uns haben, aber wir müssen trotzdem daran denken, dass auch unsere Gegner Menschen sind. Wir müssen es riskieren, mit ihnen zu reden. Die Waffen sind nur dazu da, damit es nicht notwendig ist, sie einzusetzen!

Wir werden auch nicht wie die Soldaten der alten Armee das Hirn ausschalten und alles tun, was der Kommandant sagt, sondern wir werden die notwendigen Aktionen immer diskutieren. Wir dürfen auch nicht Stellvertreter der Arbeiterklasse werden, eine Gefahr, der bewaffnete Gruppen genauso unterliegen wie intellektuelle Parteien. Sondern wir müssen uns in Räten organisieren, wie das Proletariat in den Revolutionen. Und wir sind zum Schutz und zur Unterstützung des Proletariats da.“

Eine Bestandsaufnahme der Waffen zeigte, dass ein Teil der Deserteure Gewehre mitgebracht hatte, aber keine Munition. Einige bestanden darauf, ihre Waffen mit nach Hause zu

nehmen, andere übergaben sie Josef, damit er sie in der Halle deponiert.

Jakob fand sich gemeinsam mit Katharina, Franz und Franz in einer Gruppe. „Wir sind ein bisschen klein, wir werden wohl unsere Mitbewohner anagitieren“, lachte Katharina, „wir sind ja praktisch eine Kommune.“

„Ich bin ja fast froh, dass wir ohne Waffen sind“, meinte Franz, „ich kann Waffen nicht ausstehen.“

„Wie siehst du das, Katharina, ist das nicht gefährlich, bewaffnet herumzulaufen? Sind es nicht gerade die Vernünftigen wie der Franz, die keine Waffen haben wollen?“, fragte Jakob.

„Zu uns kommen sicher weniger Schießwütige als in jede Armee. Aber du hast recht, unter den Soldaten gibt es Tausende von Wahnsinnigen. Ich hoffe nicht, dass das zum Problem wird, weil unsere Revolution aus dem Krieg entsteht.“

Die Versammlung wird angegriffen

Gerade als Steffi noch einmal das Wort ergreifen wollte, um Ordnung in das Chaos der Gruppenbildung zu bringen, wurde die Tür aufgerissen, und ein Trupp junger Männer stürmte mit Rufen „Nieder mit dem Bolschewismus“ herein und begann auf die in der Nähe stehenden Leute mit Knüppeln einzuschlagen. Einer war mit einem Gewehr bewaffnet, benutzte aber nur den Kolben. Es war Franz Josef, den Jakob von seiner Zeit bei der Armee kannte. Mit überraschender Schnelligkeit wurden Tische und Stühle zerlegt, viele Männer und Frauen bewaffneten sich mit irgendwelchen Dingen und schlugen die Eindringlinge mit Wurfgeschossen und Knüppeln zurück. Innerhalb kürzester Zeit flüchteten diese wieder. Einer, der sich besonders heldenhaft aufspielte, war zu langsam und wurde zu Boden gerissen. Einige Männer traten auf ihn ein. Nicht nur Jakob war es unangenehm, zu sehen, wie dem inzwischen Wehrlosen auf den Kopf getreten wurde, Katharina und andere mischten sich ein, und der letzte Eindringling taumelte, am Kopf blutend, hinaus. Jakob und Katharina folgten ihm. Draußen standen schon viele herum. Manche hatten die Verfolgung der Angreifer aufgenommen, kehrten aber nach wenigen Schritten wieder um.

Jakob zitterte vor Aufregung, und Katharina umarmte ihn. Er merkte, dass auch sie zitterte. Trotzdem folgten sie zu zweit dem davonhumpelnden Angreifer.

„Das waren sicher die von der Deutschen Legion“, sagte Jakob, „hab ich Hacki nicht doch zu viel erzählt?“

„Es ist ein Leichtes, Spitzel in unsere Treffen zu schicken. Und was die Polizei kann, können die ja auch“, meinte Katharina.

Als sie an einer Ecke stehen blieben, trat jemand von hinten auf die beiden zu, packte Jakob am Kragen und drückte ihm eine Pistole in den Rücken. Jakob und Katharina waren starr vor Schreck: „Das war erst eine Warnung. Wenn du was sagst, bring ich dich um!“ Er ließ ihn wieder los und entfernte sich in eine Nebenstraße.

„Das war Soucek“, klärte Jakob Katharina auf, „der hat das wahrscheinlich im Hintergrund geleitet.“

„Der ist sicher da im Hauseingang gestanden und hat nicht vorbei können bei uns. Aber er hätte doch nur warten müssen, bis wir wieder zurückgehen? Ah, dann hat er die Gelegenheit beim Schopf gepackt, um dir zu drohen. Was hat der gemeint mit: wenn du was sagst?“ Jakob konnte und wollte es nicht sagen.

Die beiden kehrten wieder zurück. Einige Verletzte wurden versorgt, viele waren schon gegangen. Eine große Runde saß noch die ganze Nacht zusammen und besprach den Angriff. Die allgemeine Einschätzung war, dass die Schlägerei nicht wirklich harmlos war, aber auch keine große Sache. Und dass die Gegenwehr ausgezeichnet funktioniert hatte, ohne dass sie groß organisiert werden musste.

„Das sind doch nur warme Bourgeoisbürschchen“, sagte einer, der sich in der Abwehr der Angreifer besonders hervorgetan hatte, und Josef klopfte ihm lachend auf die Schulter. Andere waren ebenso erheitert. Franz sagte nichts, aber auch Katharina reagierte nicht.

Die Zurückgebliebenen unterhielten sich darüber, ob die beabsichtigte Einschüchterung funktioniert hatte. Alle meinten, bei ihnen nicht. Dennoch gestanden manche, Angst gehabt zu haben, aber erst nachträglich. Jakob und Katharina sagten nichts über den Vorfall mit Soucek.

Jossel meinte, dass sie schon morgen Streiks anzetteln sollten, dann wäre die Sozialdemokratie gezwungen, zu handeln.

„Und du streikst bei deinem Onkel?“, machte sich Steffi lustig, „spontane Streiks lassen sich nicht organisieren, Unruhe und Ärger genügt nicht, es muss was passieren wie im Jänner und im Juni die Kürzung der Rationen.“

„Vielleicht müssen wir als Minderheit ein Ereignis organisieren?“

„Die Streiks müssen vom Proletariat ausgehen, nicht von einer revolutionären Avantgarde. Die muss sich natürlich beteiligen, klar. Aber es müssen die Massen sein!“

Auf dem Weg nach Hause berichteten Katharina und Jakob von den Drohungen Souceks, worauf Jossel meinte: „Der hat es anscheinend auf dich abgesehen. Bist du sicher, dass er nicht gemerkt hat, dass du ihm gefolgt bist?“

Katharina entschuldigte sich bei Franz, dass sie nichts gegen die homosexuellenfeindliche Meldung gesagt hatte. „Das bin ich schon gewohnt, manchmal lache ich selber mit“, antwortete Franz, während die drei in die Meiselstraße einbogen. Katharina und Jakob hatten ein Stück weiter zu gehen.

Demonstration

„Das erinnert mich an die sozialdemokratischen Parteikassiere“, sagte Franzi, als sie Bekannte auf der Schmelz aufsuchten, um für die Demonstration zu werben. „Die sind regelmäßig zu den Genossen heimgekommen. Das war kein anonymes Abkassieren.“ Im Krieg wurde das weniger, weil viele Funktionäre einrücken mussten und auch weil die Partei an Anziehungskraft verlor.

Sie saßen mit Adelheid zusammen, einer Kriegerwitwe, die Franzi schon lange kannte. Vier Kinder zwischen drei und zwölf tollten um sie herum. Sie würde ja demonstrieren gehen, aber mit den Kindern gehe das nicht.

„Wir Frauen haben viel weniger Zeit, nach der Arbeit das Anstellen und die Hausarbeit und die Kinder. Ihr dürft euch nicht wundern, dass wir Frauen so wenig politisch sind, ihr seid ja noch ledig.“

Adelheid hatte eine interessante Geschichte. Sie wurde als Witwe aus der Wohnung geworfen und baute mit anderen den Verschlag auf der Schmelz, der im Laufe des Krieges zu einer komfortablen, aber im Winter schwer zu beheizenden Hütte wurde. In wichtigen Dingen trat sie als Sprecherin auf, zum Beispiel, als Wachmänner die Frauen vertreiben wollten. Sie berief sich auf die gesetzliche Aufforderung zur Schaffung von Kriegsgemüsegeräten, die sie in Schwerarbeit auf diesem harten Boden angelegt hatten. Die Beamten tolerierten schließlich, dass sie auch hier wohnten. Obwohl in dieser Hütte kein Kassier mehr vorbeischaute, sah sie sich noch immer als Sozialdemokratin.

„Ich kann nicht, wegen der Kinder. Aber ich frag die anderen. Vielleicht können wir uns das aufteilen. Die Toni ist eh gern ein bisserl rabiater.“ Toni hatte Jakob bereits auf der Versammlung kennengelernt.

Am Morgen des 30. Oktober suchten Katharina und Jakob in der Arbeiterzeitung vergeblich nach einem Aufruf zu Demonstrationen. Die sozialdemokratischen Vertrauenspersonen bereiteten sich trotzdem darauf vor, dass die Arbeiterinnen und Arbeiter ab vier Uhr nachmittags streiken und anschließend vors Landhaus ziehen sollten.

Jakob und einige andere von der Föderation trafen sich am Nachmittag am Gürtel und schlossen sich einer Gruppe von Demonstrantinnen und Demonstranten an, die die Thaliastraße herunterkamen. Jakob fühlte sich sicher, weil er mit Menschen unterwegs war, die er kannte. Josef drückte ihm eine rote Fahne in die Hand: „Du bist besser auf den Beinen.“ Vor einem halben Jahr versteckte er noch das Flugblatt von Jossel, während er jetzt stolz darauf war, sichtbar eine rote Fahne zu tragen.

Die Gruppe, die stadteinwärts Richtung Ring zog, wurde immer größer. Dort waren Tausende unterwegs, die sich zum Landhaus in der Herrengasse bewegten. Viele kamen nicht einmal in die Nähe, weil so großes Gedränge herrschte. Einzelne Gruppen riefen Parolen für ein deutsches Österreich und sangen die „Wacht am Rhein“, um ihre Ideologie auszudrücken. Schon am Vormittag waren Hunderte Akademiker und Studenten von der Universität vor das Landhaus gezogen. Dort dominierte zwar die Farbe Schwarzrotgold, aber Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten sangen dagegen die Internationale an. Trotz der Gegensätze herrschte eine fröhliche Stimmung. Später, als die Streikenden aus den Betrieben eintrafen, dominierten die Linken die Straßen der Innenstadt. Sprechchöre forderten die Freilassung Friedrich Adlers und die demokratische Republik, nur wenige eine sozialistische Republik.

Jakob kehrte auf den Ring zurück und näherte sich dem Parlament. Er hatte die anderen verloren. Bei vielen Menschen dort war aufs Erste nicht zu erkennen, ob sie zufällig da waren oder sich an der Manifestation beteiligten. Eine Gruppe junger Männer, teilweise in feldgrauen Soldatenuniformen, zwang einen Offizier, der gerade aus der Straßenbahn ausgestiegen war, die kaiserliche Rosette abzunehmen. Als dieser zögerte, wurde seine Kappe in den Schmutz geworfen.

Von der Stadiongasse her hörte Jakob lautes Schreien und Gejohle. Er bewegte sich in die Richtung des Lärms. Josef humpelte ihm entgegen: „Wir haben das Reichsrat demoliert.“ Das war ein bekanntes Kaffeehaus in der Stadiongasse. „Warum die dort Kieberer hingestellt haben? Jeder hat dacht, da muss eine wichtige Person drinnen sein.“

Die vielen Menschen von dort erreichten den Ring. Sie hatten weitere rote Fahnen dabei, die sie vor dem Parlament hissten, in dem seit 1917 der jetzt zerfallende Reichsrat der k. k. Monarchie tagte. Sie zogen dann weiter zur Roßauer Kaserne, um die Freilassung der Deserteure und der politischen Gefangenen zu fordern.

Jossel, den Jakob auf dem Weg dorthin traf, grüßte nur kurz und meinte, er müsse mit einigen Leuten reden. Steffi erklärte, dass er aufgeregt sei, weil Leo neben einer Anzahl anderer Gefangener, die wegen der Streiks im Jänner und im Juni 1918 saßen, freigelassen wurde. Jakob solle nachher in die Meiselstraße kommen, dort werde er Leo kennenlernen. Er erinnerte sich an einen Gerichtssaal-Artikel aus der Arbeiterzeitung der letzten Tage: Einer von den „Hochverrätern“. In dem beschriebenen Verfahren wurde nicht der „Hochverrat“ im Jännerstreik verhandelt, sondern Desertion und Insubordination, weil Rothziegel die Maßnahmen eines Korporals der Militärpolizei als Brutalität und Menschenschinderei bezeichnet hatte. Jakob war fasziniert,

weil es ihm, den Zeitungsberichten nach, mehrfach gelang, aus dem Gewahrsam des Militärs zu fliehen.

Viele junge Demonstranten fanden sich vor der Roßauer Kaserne ein, viele Soldaten, desertiert oder solche, die in Wien stationiert waren. Die Menge versuchte einige Male, das Tor zu stürmen. Einmal gelang das beinahe, als das Tor von innen geöffnet wurde. Jakob war zwar nie ganz vorne dabei, doch so nahe, dass er das Geschehen gut beobachten konnte. Um neun Uhr abends wurden die Menschen von der berittenen Polizei auseinandergetrieben. Eine große Anzahl von ihnen rannte die Hörlgasse hinauf. Am Schottentor hielt ein junger Mann, den Jakob später als Korporal Haller kennenlernen sollte, vom Dach eines Standls eine Rede, bei der er dazu aufrief, dass alle revolutionären und sozialistischen Soldaten die morgige Versammlung zur Gründung eines Soldatenrates in der Dreherischen Gastwirtschaft besuchen sollten.

Jakob eilte im Anschluss gemeinsam mit Steffi und Jossel in die Meiselstraße. „Morgen wird die Rote Garde gegründet.“ Jossel schien ein bisschen eifersüchtig zu sein, weil das nicht ihre bewaffnete Organisation war.

Leo

Leo war bereits da und unterhielt sich mit Franz über die Möglichkeiten, Flugblätter und eine Zeitung zu drucken. Er umarmte Steffi und Jossel. Jakob wurde vorgestellt. Später kam noch Josef dazu. Aus dem Gefängnis wollte Leo nicht viel berichten: „Wenigstens hat es regelmäßig Essen gegeben, meistens zumindest. Außer bei unserem Hungerstreik.“

Jossel berichtete über die Entwicklungen der Föderation. Es entspann sich eine Diskussion über mögliche Selbstbezeichnungen. Leo meinte, sie könnten sich „Kommunistische Arbeiterpartei“ nennen, wovon Jossel gar nicht überzeugt war: „Ich weiß schon, damit ist nicht allein der Kommunismus Marxscher und Leninscher Prägung gemeint, sondern auch der kommunistische Anarchismus. Aber viele anarchistische Genossen werden davon nicht begeistert sein.“

„Ich verstehe unter kommunistischer Partei nicht eine Gruppe von Intellektuellen, die sich als die Wissenden über das Proletariat hinwegsetzen“, erklärte Leo, „sondern das ist im Sinne des Kommunistischen Manifests von Marx und Engels zu verstehen, dass die Partei die wirkliche Bewegung der Klasse ist. Eine Organisation hat den Zweck, die Grundlagen dafür zu liefern, dass die Klasse zur Partei wird, und darum Kommunistische Arbeiterpartei!“

„Der Sinn einer revolutionären Organisation ist ihr Scheitern“, lachte Steffi, „weil sie dann überflüssig wird, wenn sich die Arbeiter selbst organisieren.“

Sie sprachen über den Aufruf Korporal Hallers zur Gründung eines Soldatenrates. Leo war überzeugt, dass auch die deutsch-österreichischen Soldaten revolutionär sind. Sie seien Proletarier und Bauern und hätten dadurch ein natürliches Interesse, die Ausbeutung zu beenden. Jakob wandte ein, dass die brutale Autorität in der Armee eine Revolutionierung verhindere. Außerdem wollten die Männer lieber nach Hause gehen und in Ruhe gelassen werden.

„Und sind arbeitslos“, warf Leo ein.

„Ich gebe Jakob recht, es ist schwierig, die Mehrzahl der Soldaten zu überzeugen, selbst wenn sie angefressen sind.“ Jossels Argument wirkte nicht recht überzeugend.

„Das war vielleicht vor zwei Wochen noch so“, bestätigte ihn Leo, „aber in den letzten Tagen sind die Dinge in Fluss geraten. Offiziere mit Rangabzeichen trauen sich in Wien nicht mehr auf die Straße. Die Zerfall der Autorität ist fast stündlich zu bemerken.“ Leo wirkte überzeugend, obwohl er gerade erst das Gefängnis verlassen hatte. Es geriet wirklich alles in Fluss, Veränderungen zeigten sich zuerst in Monaten, dann in Wochen und jetzt in Tagen.

Sie besprachen kurz den Inhalt des Flugblatts, das Leo in der Nacht in der Firma eines Freundes von Franz setzen sollte: der Aufruf zur Gründung einer Roten Garde. Jakob konnte es kaum erwarten, am nächsten Tag die Soldatenversammlung zu besuchen.

Die Dreherische Gastwirtschaft war um sechs Uhr mit mehr als tausend Soldaten und Offizieren überfüllt. Zivilpersonen und Frauen sammelten sich davor, weil sie nicht mehr eingelassen wurden. Drinnen rief Korporal Haller dazu auf, sich am nächsten Tag beim Deutschmeisterdenkmal zu treffen, um eine Rote Garde zu gründen. Nur ein Teil der Anwesenden zollte dem Beifall. Korporal Haller wurde von einigen jubelnd auf die Schultern gehoben, und Jakob zog dann mit den von einer Roten Garde Begeisterten hinaus auf die Straße. Die

weitere Versammlung wurde wegen einer nachfolgenden sozialdemokratischen Veranstaltung abgebrochen. Einige Armeeingehörige deklarierten noch die Gründung eines provisorischen Soldatenrats, der aber nur bestehen sollte, bis in allen Kasernen Wahlen abgehalten wurden.

Gerade weil die Militärkonzentration in Wien besonders hoch war, lag die Macht auf der Straße. Innerhalb weniger Tage oder sogar Stunden war auf diese Armee kein Verlass mehr. Einige Tausend, unter ihnen viele Soldaten, zogen vor die Kaserne an der Roßbauerlände, um die Befreiung der Gefangenen zu fordern. Die berittene Polizei vertrieb sie mit gezogenem Säbel. Sie wurde mit Steinen beworfen, vereinzelt wurden aus der Menge Schüsse abgegeben. Die Ordnungskräfte reagierten nur mehr halbherzig und beschränkten sich darauf, die Menschen von der Umgebung der Kaserne fernzuhalten.

Jakob war bei letzteren Manifestationen nicht mehr dabei, weil er mithalf, die Flugblätter abzuholen. Die Formulierungen stammten von Leo:

„Arbeiter, Soldaten!

Eine neue Zeit bricht an. Die Revolution, die in Rußland begonnen, setzt sich jetzt bei uns fort. In der Nationalversammlung sitzen Leute, die Euch viereinhalb Jahre knechteten.

Gehet mit Euren Waffen nach Hause! Lasst nicht Euren Unterdrückern Waffen und Munition zurück! Tretet in die Rote Garde ein zum Schutze des Proletariats! Dann habt Ihr bald die ganze Macht in den Händen, Ihr Arbeiter und Soldaten!

Die revolutionären Arbeiter und Soldaten Österreichs.“

Rote Garde

Am 1. November verteilten Jakob, Katharina und Franz die Flugblätter vor den Kasernen. Es bildeten sich Trauben diskutierender Soldaten. Jakob war sich unsicher, ob er als junger Mensch genug Überzeugungskraft haben würde. Manche interessierten sich auch mehr für die beiden Frauen als für den Inhalt der Flugblätter. Mit Ausnahme von sexuellen Anzüglichkeiten gab es keine reaktionären Störaktionen. Die Befürworter einer Roten Garde und die Gegner, durchwegs Sozialdemokraten, hielten sich die Waage. Höhere Ränge wichen der Menschentraube aus, wenn sie nicht bereits ihre Rosette entfernt hatten und sich an den Gesprächen beteiligten.

„Hallo Jakob“, hörte er einen Ruf von hinten, als sie die Flugblätter vor der Kaiser-Franz-Joseph-Kaserne in Breitensee verteilten. Es war Peter, der als EF bei der Kavallerie in Wien diente. „Und in charmanter Begleitung!“, fügte er hinzu. Sie hatten sich kaum begrüßt, als Peter schon in ein Gespräch mit Katharina verwickelt war. Er meinte, die Rote Garde als revolutionäre und sozialdemokratische Organisation sei Ausdruck der Einheit des Proletariats, gerade jetzt notwendig, damit nicht falsche Kräfte die Macht übernähmen. Er sagte das wohl, um sich bei Katharina interessant zu machen.

Als sie wieder unterwegs waren, erzählte Jakob von Peter. Dass dieser damals geistiger und elitärer Revolutionär gewesen wäre und er ihm das nicht abnähme mit der Sozialdemokratie. „Wieso nicht? Zurzeit ist alles in Fluss. Weltanschauungen

ändern sich im Tagesrhythmus“, und dann fügte sie hinzu: „Was würden die Herren Genossen sagen, wenn ich mich als Frau bei der Roten Garde bewerbe?“

Zweihundert Soldaten trafen sich am Nachmittag beim Deutschmeisterdenkmal, teilweise bewaffnet. Sie zogen vordas Parlament, um dort die rote Fahne zu hissen. Es entstand ein kurzer Disput mit deutschnationalen Studenten, die die Fahne wieder herunterrissen. Eine Deputation der sich jetzt als Rote Garde verstehenden Soldaten drang ins Parlament ein und forderte Sitz und Stimme im Staatsrat, Bewaffnung, freie Wahl der Offiziere, Gleichstellung der Löhne und eine wöchentliche Wahl zum Soldatenrat. Die aufgeregten Rotgardisten wurden durch vage Zusagen beruhigt. Die Polizei wagte es nicht oder verzichtete darauf, gegen die Bewaffneten einzuschreiten.

Die christlichsoziale Reichspost ergänzte ihren Bericht über die Ereignisse beim Parlament durch einen weiteren Satz: „In einigen äußeren Bezirken kam es zu ähnlichen Zusammenstößen, die aber keinen größeren Umfang annahmen.“ Ob damit die Menschenaufläufe gemeint waren, die sie mit ihren Flugblättern auslösten?

Der Samstag, der 2. November, brachte düsteres Nebelwetter. Jakob wollte zur Aufstellung der Roten Garde beim Deutschmeisterdenkmal dabei sein. Er konnte sich zwar schlecht mit der Vorstellung einer militärischen Organisation anfreunden, aber immerhin hatte er eine Ausbildung, und was sollte er sonst tun als Revolutionär? In seiner Wohngemeinschaft lag er den anderen auf der Tasche.

Es waren über tausend Menschen da, manche aus Neugier, viele aber aus Interesse an der Roten Garde. Auf den Stufen des Denkmals fanden sich leicht erhöht Invalide, die mit ihren Krücken, Schienen, Stützkorsetten und zerschlagenen Gesichtern wie eine Mahnung gegen den Krieg wirkten. Dort traf Jakob den Karl mit der Narbe im Gesicht, den er schon im Sommer kennengelernt hatte und der inzwischen aus dem

Gefängnis entlassen worden war. Erfreut begrüßte der ihn. „Als Invaliden ist die Rote Garde nichts für mich. Aber hier treffen sich die Revolutionäre!“

Hinter dem Denkmal war ein Tisch, an dem sich Interessenten eintragen konnten. Jakob verzichtete vorerst auf diese Formalität. Dabei zu sein, genügte ihm. Vorne wurden Reden gehalten. Ein sozialdemokratischer Abgeordneter sprach sich gegen die Gründung einer Roten Garde aus, da das die Spaltung des Proletariats bedeute. Ein großer Teil der Anwesenden buhte ihn aus.

Leo hielt eine Rede, in der er verlangte, dass der Roten Garde Kasernen zur Verfügung gestellt werden. Im Anschluss daran marschierten sie zum Kriegsministerium, wo sie der am selben Tag ernannte Unterstaatssekretär, der Sozialdemokrat Julius Deutsch, neuerlich beruhigen musste. Jakobs erster Tag mit den Rotgardisten war davon geprägt, dass sie, wenig bewaffnet, herumstanden oder herumzogen, ohne dass die Polizei eingriff. Und manche Bürgerinnen und Bürger mag das wohl erschreckt haben.

Die christlichsoziale Reichspost vom 3. November betonte die jüdische Abstammung radikaler Redner und die Beteiligung von Juden an der Roten Garde: *„Über Vorschlag Rothziegels wird schließlich ein fünfgliedriges Komitee gegründet, dem die Juden angehören“*, und am 4. November: *„Die Offiziere trugen rotweißrote oder schwarzrotgoldene Abzeichen. Rote Abzeichen sah man fast nur bei jüdischen Offizieren.“* Vielleicht ist die Rote Garde so etwas wie die jüdische Selbsthilfe, von der Jossel gesprochen hatte?

Auf Veranlassung der provisorischen Regierung, in der inzwischen die Sozialdemokraten das Sagen hatten, riefen alle Zeitungen dazu auf, der Volkswehr beizutreten. Katharina meinte beim Lesen in der Früh zu Jakob: „Denen habt's ihr einen ganz schönen Schrecken eingejagt, jetzt rufen sie selbst dazu auf, eine bewaffnete Organisation zu bilden.“ Auch

bürgerliche Kreise und die Deutschnationalen sprachen von Bürgerwehren und Ordnungsausschüssen.

Die Armee zerfiel. Depots und Gefangenenlager wurden nicht mehr bewacht, weil die Soldaten verschwanden, meistens um heimzugehen. Oft nahmen sie Waffen und Material mit. Kriegsgefangene verließen die Lager und versuchten, auf eigene Faust in ihre Heimatländer zu gelangen. Häftlinge, die nicht freigelassen wurden, rebellierten. In vielen Provinzstädten plünderten hungernde Soldaten und Zivilisten die Magazine.

Am Sonntagnachmittag berichtete Leo am Deutschmeisterplatz davon, dass sie wieder einmal das Büro von Julius Deutsch besetzt und neuerlich Waffen und eine Kaserne verlangt hätten. Deutsch habe das zugesagt, verlangte aber im Gegenzug, dass die Rote Garde Teil der Volkswehr werden müsse. Sie könnten schließlich in der Stiftskaserne residieren und dort ihre Anwerbeaktion fortsetzen. Bewaffnung und Bezahlung würden folgen.

„Da werden zwei Fliegen mit einem Streich erledigt“, meinte Jossel zur Aufnahme der Roten Garde in die Volkswehr, „Deutsch erwartet sich zwar, dass sich mehrheitlich Proletarier melden, aber er kann sich nicht ganz sicher sein, ob nicht Kommandanten und Mannschaft zur Reaktion neigen. Er braucht die Rote Garde als linkes Gegengewicht. Und natürlich will er die revolutionären Tendenzen unter Kontrolle bringen.“

Die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Versammlung war ungefähr gleich hoch wie die Woche davor. Einleitend bemerkte Steffi, dass es unmöglich war, in dieser Woche die aktuellen Umsturzberichte zu sammeln, weil es so viele gab. Die anschließende Debatte drehte sich um die Rote Garde.

Auf heftige Kritik an der Unterordnung der Roten Garde unter die Disziplin der Volkswehr erwiderte Jossel: „Natürlich ist das Interesse der Sozialdemokratie, die Rote Garde ihrer

Kontrolle zu unterwerfen. Aber dadurch kommt sie zu materiellen Ressourcen. Zu einer Kaserne und zu Waffen. Ich verstehe das als autonome Organisation unter Ausnützung der herrschenden Institutionen.“

Leo, der später auftauchte, wurde mit Applaus empfangen. Er hatte nur zu berichten, dass die Rote Garde bereits morgen ihr Lager in der Stiftskaserne aufschlagen werde, um möglichst in der Früh mit der Organisation und Anwerbung zu beginnen. Jakob bewunderte das taktische Geschick von Leo.

Organisationsfragen

Im Anschluss referierte Leo über die grundlegenden Konzepte einer zukünftigen Organisation: „Es geht um die Zusammenfassung aller sozialistisch-revolutionären Kräfte, die den Sozialismus nicht in einer Zukunft sehen wie die Sozialdemokratie, sondern die ihn jetzt schon verwirklichen wollen. Einerseits durch die revolutionäre Tat, aber auch darin, dass die Organisation nicht dem sozialistischen Ziel widersprechen darf. Sie ist nicht Selbstzweck, sondern hat die Aufgabe, die selbstständige und selbstbewusste Erhebung der Massen zu organisieren durch Unterstützung der Selbstorganisation der Arbeiter.“

Es entbrannten Streitgespräche, ob die Arbeiterräte die Selbstorganisation der Klasse sind, trotz der Dominanz der sozialdemokratischen Funktionäre oder bereits konterrevolutionär. Leo und Jossel beendeten die Auseinandersetzung, indem sie die Einheit der Arbeiterklasse betonten. Ein ähnlicher Streit entstand über den erwarteten Ausgang der am gleichen Tag stattfindenden Wahlen zum Soldatenrat. „Selbst wenn Sozialdemokraten gewinnen, sind die Gewählten keine Bürokraten, sondern einfache Soldaten, Teil des Proletariats und damit Teil der Revolution!“, schloss Leo auch diese Diskussion ab.

Der Name der zu gründenden Organisation sollte deren Politik ausdrücken. Auch wenn Leo für den Begriff „Kommunismus“ im Sinne des Kommunistischen Bundes von Marx plädierte, konnte er sich nicht durchsetzen. Den

anarchistischen Genossinnen und Genossen war der „Föderalismus“ wichtig, den jüdischen der Internationalismus. Die Bestimmung des Namens wurde vertagt.

Jakob ließ sich am nächsten Nachmittag offiziell in die Rote Garde aufnehmen. Er war begeistert, als er das Gedränge bemerkte, das in der Stiftskaserne herrschte. Die Rote Garde wurde das Volkwehrebataillon 41.

Am Abend in der Meiselstraße zeigte sich Jossel verärgert und aufgeregt: „Die haben gestern tatsächlich eine kommunistische Partei gegründet!“

Jakob schaute ihn fragend an: „Wen meinst du mit die?“

„Gestern haben sich die in den Eichensälen in Favoriten getroffen, ein Geheimitreffen, und haben die Kommunistische Partei Deutsch-Österreichs gegründet. Diese Sektierer. Was die sich einbilden, als ob sie die einzigen Revolutionäre wären. Dabei sind sie bloß eine Gruppe von Intellektuellen, die immer alles besser wissen. Die wollen eine Partei ohne Arbeiter.“

„Was regst du dich so auf?“, meinte Steffi, „Lass ihnen ihre Partei. Wenn sich niemand für sie interessiert, werden sie wieder verschwinden.“

„Aber angeblich waren Vertreter der Sowjetunion da. Was kann die Bolschewiki an so einem Sektiererhaufen interessieren? Franz und Anna haben erzählt, dass sie sogar Geld für die Zeitung bekommen haben.“

„Es geht doch nicht um die, sondern um das, was wir aufbauen“, antwortete Jakob, „die Föderation, und dass wir endlich eine Zeitung herausbringen und natürlich die Rote Garde.“ Steffi stimmte ihm zu.

Gudrun

Am Abend sprach Jakob zum ersten Mal länger mit seinem Mitbewohner Ernst. Sie waren immer wieder zwischendurch zusammengesessen, unterhielten sich aber meist nur über die aktuellen Ereignisse. Ernst sah sich als angehender Psychologe. „Als Psychoanalytiker darf ich mich noch nicht bezeichnen, aber ich muss gut zuhören können, und das kann ich.“ Er begann, Jakob über seine sexuellen Erlebnisse auszufragen: „Sexualität ist das Wichtigste für ein gesundes psychisches Leben.“

Jakob redete ausweichend herum: „Ich war bisher nur bei einer Prostituierten.“ Er schaffte es nicht, großartige Geschichten zu erzählen, wie er sie von seinen Schulkameraden kannte. Wobei er nie ganz sicher war, ob diese wahr waren oder nicht.

„Na, das ist ja immerhin ein Anfang.“

„Erzähl mir etwas von deinen Träumen?“ Jakob sagte ihm, dass er wisse, dass er träume, aber sich nicht erinnern könne.

„Das kannst du lernen, wenn du dir deine Träume gleich in der Früh nach dem Aufwachen aufschreibst. Wobei es nicht nur um die Träume geht, sondern um die Assoziationen, die du dabei hast. Dadurch lernst du dein Unterbewusstes kennen. Und du wirst feststellen, dass das Unterbewusste sehr viel mit deinen sexuellen Wünschen zu tun hat.“ Jakob war es unangenehm, mit Ernst zu reden, aber er war neugierig, wie das ist mit den sexuellen Wünschen.

Gudrun setzte sich zu ihnen. Sie war selten zu sehen, obwohl sie viel zu Hause war, weil sie sich meist sehr schnell in

ihr Zimmer zurückzog. Jakob bewunderte sie heimlich, weil sie im Gefängnis war als Agitatorin: „Wie lange warst du im Häfen?“

„Drei Wochen.“

„Die Steffi hat erzählt, dass du wieder rausgekommen bist, weil sie dich als Frau nicht ernst genommen haben.“ Gudrun und Ernst lachten.

„Nein, ich hab einfach nicht so viel gemacht. Ich hab eine Rede gehalten, und ich hab zur Fortsetzung des Streiks aufgerufen. Da war halt ein Spitzel und daraufhin sind sie zu mir heimgekommen und haben mich mitgenommen. Ich bin nicht angeklagt worden. Aber meine Arbeit hab ich verloren.“ In den Wochen, seit Jakob in Wien war, hatte er Gudrun nie mehr bei politischen Aktivitäten gesehen. Katharina meinte einmal, dass sie sich ganz zurückgezogen habe, seit sie im Gefängnis war. „Und weil ich mich von meinem Verlobten getrennt hab, hat mir die Katharina angeboten, bei ihr zu wohnen.“

„Du hast mit deinem Verlobten zusammengewohnt?“

„Offiziell hab ich bei meinen Eltern gewohnt, aber da war nicht viel Platz. In Wirklichkeit bin ich immer beim Schurli gewesen.“

„Warum bist du nicht mehr mit ihm zusammen?“

„Der Sex war gut, das war schon alles. Ich hab mich einfach nicht mehr mit ihm verstanden. Wobei ich glaub, ich hab mich nie mit ihm verstanden. Er hat nicht zu mir gepasst oder ich nicht zu ihm. Du fragst mich ja ganz schön aus. Kommt das vom Ernst?“, lachte sie.

„Willst du nicht mit dem Jakob schlafen?“, fragte jetzt Ernst völlig unvermittelt, und Jakob wurde rot. „Nein“, sagte Gudrun ganz schnell, aber nach einer Pause. „Ich weiß nicht, vielleicht?“ Jakob bemerkte seine Erregung. Er wollte nichts sagen, weil die anderen seine zittrige Stimme erkannt hätten.

„Ich geh dann schlafen“, sagte Ernst und verzog sich in sein Zimmer. Gudrun nahm Jakobs Hand, und er wurde ruhiger.

„Komm rein“, rief Gudrun durch die offene Tür, als er vom Abort zurückkam. Sie lag nackt, aber zugedeckt im Bett.

Jakob legte sich neben sie, streichelte ihre Haare, ihre Brüste, zog die Decke zurück, streichelte vorsichtig ihren Bauch und wollte weiter nach unten vordringen. Gudrun drehte sich ihm zu und streichelte seine Brust.

„Magst du nicht unten hingreifen?“, fragte Jakob. Jetzt ließ sie von seiner Brust ab und legte sich auf den Rücken. „Ich hätte es wissen müssen. Weil ich nicht küssen wollte.“

Jakob legte sich von ihr weg. Er fühlte sich wie gelähmt: „Wir können ja miteinander reden.“

„Ich hab ein halbes Jahr mit keinem Mann geschlafen. Darum habe ich mir gedacht: Warum nicht? Wird wieder einmal Zeit. Ich hätte es aber wissen müssen, weil ich dich nicht küssen wollte.“

„Macht nichts. Ist in Ordnung so.“ Natürlich machte es Jakob etwas aus. In seinem Bett rollte er sich ein und konnte lange nicht einschlafen.

Als er Ernst in der Früh traf, fragte ihn Jakob, was er sich dabei gedacht habe, Gudrun und ihn zu verkuppeln: „Du brauchst Sex, und ich hab gewusst, die Gudrun ist auch bedürftig und hat schon länger keinen Sex gehabt. Da hab ich mir gedacht, na, das passt doch.“ Jakob erwähnte nicht, dass es nicht gepasst hatte. Gudrun und Jakob gingen sich seither eher aus dem Weg.

Peter

Jakob war jetzt bei der Roten Garde und hielt sich tagsüber, wenn sie nicht gerade durch die Stadt zogen, in der Stiftskaserne auf. Demnächst sollten sie ihren ersten Sold als Mitglieder der Volkswehr bekommen und am Donnerstag Waffen und Munition. Das Kriegsministerium lieferte die materiellen Grundlagen, und sie machten trotzdem revolutionäre Politik. Viele von der Front kommende Soldaten übernachteten dort aber auch deshalb, weil sie sonst nichts zum Wohnen hatten. Jakob schlief im Gegensatz dazu zu Hause. Es war ganz anders als in der Armee: kein Drill, keine Demütigungen von Vorgesetzten, Kommandanten konnten jederzeit abgewählt werden. Wenn es Streit gab, fühlten sich viele verantwortlich, diesen zu schlichten. Es herrschte ein reges Kommen und Gehen, weil niemand in der Kaserne festgehalten wurde.

Peter meldete sich am Dienstag zur Roten Garde, und Jakob fragte ihn im Anschluss, wie er dazu komme, jetzt Sozialdemokrat zu sein, wo er doch zuletzt für eine geistige Revolution war.

„Ich hab den Marxismus entdeckt. Es geht ja um den Materialismus. Das Faszinierende am Marxismus ist aber seine Geschichtsphilosophie. Die Geschichte ist auf der Seite der Revolution. Und die Sozialdemokratie ist die Organisation, die auf der richtigen Seite der Geschichte ist.“

„Warum bist du nicht Bolschewik? Die Bolschewiki sind doch auch auf der Seite der Geschichte!“

„Die Russische Revolution ist eine historische Ausnahme. Der Kapitalismus ist in Russland noch nicht genug entwickelt. Die Revolution wird entweder geschlagen oder nur eine antif feudale, bürgerliche Revolution bleiben.“

„Wie kommst du darauf? Lenin ist für die Weltrevolution. Es ist im Oktober gerade darum gegangen, die bürgerliche zur proletarischen Revolution weiterzutreiben.“

„Ich bin ja nicht gegen die Bolschewiki! Aber es geht um die Einheit der Arbeiterklasse. Und die Arbeiterklasse ist in Österreich die Sozialdemokratie!“

„Und die Anarchisten! Und die Kommunisten!“, warf Jakob ein. „Die sind auch die Arbeiterklasse! Und wie hat sich die Sozialdemokratie gegenüber der Arbeiterklasse verhalten, im Jänner und im Juni? Sie hat die Streiks abgewürgt!“

„Das kann man schon kritisieren. Aber jetzt zeigt sich, dass es richtig war, damals nicht zu eskalieren. Jetzt fällt uns die Macht wie ein reifer Apfel in den Schoß, wie du siehst.“

„Warum gehst du dann zu so einem linksradikalen Haufen wie der Roten Garde?“

„Ich bin ja revolutionär. Und es geht um die Einheit der Arbeiterklasse. Drum bin ich bei der Roten Garde! Na, und ihr habt mich überzeugt mit eurem Flugblatt.“ Peter sagte das überhaupt nicht ernsthaft, „magst du mir nicht deine Freundinnen vorstellen?“

„Ja, das wird sich schon einmal ergeben“, sagte Jakob ganz freundlich, in Wirklichkeit wollte er das nicht.

Noch einmal Hacki

Als Jakob in die Albertgasse einbog, trat aus einem Hauseingang Hacki hervor: „Hallo Jakob.“ Auf's Erste war er überrascht darüber, Hacki zu sehen, dann erschrak er darüber, dass Hacki wusste, wo er wohnte.

„Was machst denn du da?“

„Ich muss mit dir reden. Nicht hier, können wir hineingehen?“

„Du wirst verstehen, dass es mir unangenehm ist, dich in die Wohnung zu lassen.“

„Ich weiß, dass du ein Bolschewik bist. Soucek hat dich beschatten lassen und hat deinen Umgang festgestellt. Soucek hat mich hergeschickt, ich soll dir und deiner jüdisch-bolschewistischen Bande Angst machen.“ Jakob wunderte sich.

„Komm, lass uns in einen Hauseingang gehen. Wir sollen nicht gemeinsam gesehen werden.“ Jakob konnte es egal sein, Hacki anscheinend nicht. Sie versteckten sich in einem der nächsten Eingänge.

„Woher kennt dich Soucek? Was gibt es für einen Grund, dass er dich so hasst?“ Hacki wollte also selbst etwas erfahren. Und er suchte vermutlich auch jemanden zum Reden.

„Ich habe ihn im Zug getroffen und mit ihm diskutiert. Da ist er draufgekommen, dass ich ein Roter bin. Das ist das Einzige, was mir einfällt.“

Nach einer Pause sagte Hacki: „Das kann doch nicht das Einzige sein. Solche wie dich gibt es viele. Was hat er speziell gegen dich?“ Jakob wollte es nicht sagen.

„Darum der Angriff der Deutschen Legion auf uns?“

„Ja, ein Spitzel hat festgestellt, dass es euch gibt. Wir waren in der Villa etwas trinken, dann ist Soucek gekommen und hat gesagt, er hätte einen Auftrag für uns. Freiwillige für den Kampf gegen das Bolschewikenpack. Alle Anwesenden haben sich gemeldet. Mir hat Soucek verboten, dabei zu sein. Ich glaube, er hat mir nicht vertraut, weil ich dich kenne.“ Zum Schluss bekam er eine fast weinerliche Stimme. Hacki erzählte wieder einmal mehr, als er sollte: „Soucek hat getobt, weil ihm die Treffen nicht bekannt waren.“ Heimo war also kein Spitzel. Die Föderation war bis dahin polizeilich nicht bekannt. Vermutlich, weil österreichische Beamte bequem sind: Kein Verein wurde angemeldet und auch sonst keine Auffälligkeiten, also kein Grund für die Behörden, beunruhigt zu sein.

Immer mehr dämmerte Jakob, dass Soucek ihn nicht hergeschickt hatte. Vielleicht sollte er Hacki doch überreden, von der Deutschen Legion wegzugehen?

„Bist du bestraft worden, weil du seinen Namen gesagt hast?“

„Ja, und das war richtig so. Ich hab zwanzig Stockhiebe bekommen. Um die Disziplin aufrecht zu erhalten, ist eine solche Bestrafung notwendig.“ Jakob wollte sich die Striemen auf Hackis Hintern nicht vorstellen.

„Diese Art der Bestrafung ist ja völlig wahnsinnig. Hast du nicht Angst, dass du wieder bestraft wirst, wenn du mit mir redest?“

„Nein, es weiß ja niemand, dass ich mit dir rede.“ Jetzt war sich Jakob sicher, dass ihn Soucek nicht geschickt hatte.

„Wo bist du untergebracht? Wohnst du alleine? Wie kann ich mit dir Kontakt aufnehmen?“

„Kann ich dir nicht sagen. Ich bin gemeinsam mit den anderen untergebracht. Wenn du mich treffen willst, schau, wenn es finster wird, in den Josef-Strauß-Park.“

Jakob stellte dann die Frage, die ihn beunruhigte: „Wart ihr das, die am Montag den Juden ermordet habt?“ Hacki ant-

wortete nicht und schien zu erschrecken. Wusste er nicht, dass David gestorben war? „Warst du dabei?“, hakte Jakob nach.

„Nein.“ Jakob war erleichtert, obwohl er nicht wissen konnte, ob Hacki log.

Als sich Hacki verabschieden wollte, sagte Jakob noch: „Weißt du, dass Soucek homosexuell ist?“

„Woher willst du das wissen. Das sind ungerechtfertigte Gerüchte. Das ist ein Blödsinn, das ist eine Frechheit.“ Die Betonung der letzten Sätze deutete darauf hin, dass Hacki nicht ganz überzeugt war.

Jakob nutzte jetzt die Homosexuellenfeindlichkeit, um Feinde gegeneinander auszuspielen. Irgendwie fand er das ganz in Ordnung und doch auch wieder nicht. In den nächsten Tagen hatte er vor, jeden Tag im Josef-Strauß-Park vorbeizuschauen.

Katharina

Katharina hatte sich in den letzten Tagen eine Pistole besorgt und zeigte sie Jakob. Sie fragte ihn, ob er mit ihr am Mittwochnachmittag in den Wiener Wald schießen gehen wolle, er habe immerhin eine Ausbildung an der Waffe. In der Stiftskaserne kümmerte das niemanden, dass er früher wegging. Zuerst wollte Franzl mitkommen, hatte aber anderes vor.

Im Wald suchten sie einen Platz, wo sie gegen eine Böschung schießen konnten, um andere Menschen nicht zu gefährden. Dort hängte Jakob ein Stück Papier auf. Zuerst übten sie laden, entladen, entsichern und sichern, danach zielen, um schließlich zum Schießen zu kommen. Jakob traf beim ersten Mal das Stück Papier, betonte aber, dass er Glück gehabt habe. Katharina schoss zwar beim ersten Versuch daneben, traf danach aber fast immer. Sie war aufgeregt und später begeistert darüber, dass sie eine gute Schützin war. In der Dämmerung verschossen sie die restliche Munition. Als sie lachend einen Abhang hinunterliefen, hielt Katharina Jakob an der Hand. Unten angekommen, ließ sie sich von ihm auffangen und blieb ein bisschen länger in seiner Umarmung als notwendig.

Danach saßen sie in Katharinas Zimmer nebeneinander auf ihrem Bett und putzten die Waffe, manchmal berührten sich dabei ihre Hände. Sie stand auf und blieb bei der offenen Kastentür stehen. Um an ihr vorbeizugehen, musste Jakob ganz nahe an sie heran, ihre Brust berührte fast seinen Körper. Er

blieb in dieser Nähe stehen und beugte leicht sein Gesicht gegen ihres. Sie legte ihre rechte Hand streichelnd an seinen Hinterkopf und zog ihn her, ihre Münder trafen sich und schließlich ihre Zungen.

„Jetzt hab ich dir das Waffenöl in die Haare geschmiert“, lachte Katharina, indem sie sich von ihm löste. Sie nahm seine beiden Hände, presste ihren Körper gegen seinen, und sie küssten sich wieder. Jakob fühlte ihre Brüste, und sein steifes Glied drückte unter der Kleidung gegen ihren Bauch. Katharina gab ihm einen leichten Stoß, und Jakob ließ sich rücklings auf das Bett fallen. Sie setzte sich auf ihn, und ihre Lippen legten sich wieder auf seine.

„Gehen wir uns waschen, und dann komm ins Bett.“

Jakob war früher fertig, zog sich aus und legte sich in Katharinas Zimmer nackt auf das Bett. Er schaute ihr beim Ausziehen zu, auf ihre Brüste und die behaarte Scham. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er ein weibliches Geschlecht sah. Jakob setzte sich auf, und Katharina ließ ihn ihre Brüste streicheln. Die Brustwarzen wurden steif. Jakob ließ sich wieder auf das Bett fallen, Katharina legte sich neben ihn, und sie küssten sich wieder. Ihr Mund wanderte auf die Brust, und sie rutschte immer weiter hinunter. Ihre Brüste glitten über seinen Bauch und seinen steifen Schwanz. Sie nahm ihn in die Hand und zog die Haut zurück, die Eichel wurde freigegeben. Diese verschwand dann ganz zart in ihrem Mund.

Plötzlich öffnete sich die Tür, und Franzi wollte hereinkommen. Als sie die beiden sah, sagte sie nur: „Hoppala.“ Katharina löste sich von Jakob und lachte. Franzi wollte wieder zur Tür hinaus, drehte sich aber um, weil sie Katharina lachen hörte: „Ich muss nur was holen.“ Sie machte ein paar Schritte zum Kasten, bemühte sich dabei, nicht zu den beiden hinzuschauen, nahm etwas heraus und schloss die Türe wieder hinter sich. Jakob benutzte die Pause für eine Frage:

„Wie ist denn das mit dem Norbert?“ Jakob wusste ja, dass der ein- bis zweimal in der Woche bei Katharina schlief und sie wahrscheinlich bei ihm, wenn sie in der Nacht nicht da war.

„Norbert weiß von meinen Geschichten, aber ich binde ihm nicht alles auf die Nase. Ich glaube schon, dass er ein bisschen eifersüchtig ist, aber er weiß, dass ich Abwechslung brauche. Ich liebe Schnitzel mit Erdäpfelsalat, aber wenn ich das jeden Tag esse, schmeckt's mir nicht mehr.“ Jakob konnte den Vergleich verstehen, obwohl er ihn unpassend fand.

„Wo waren wir stehen geblieben?“, lachte Katharina und nahm seinen inzwischen schlaffen Schwanz wieder in den Mund, worauf dieser wieder steif wurde. Nach einer Weile ließ sie ihn los und legte ihren Kopf auf seinen Bauch, während sie mit ihrer Hand weiter sein Glied streichelte:

„Weißt du, ich muss ihn zuerst kennenlernen, bevor ich so ein großes Ding in meinen Körper lasse.“

Katharina legte sich wieder neben ihn, nahm seine Hand und führte sie an ihr Geschlecht. Jakob fand zuerst nur Haare. Sie spreizte die Beine und führte seine Hand tiefer hinein, bis er die feuchten Schamlippen spürte. „Ganz vorsichtig“, sagte sie und Jakob versuchte, sanft zwischen den Lippen entlangzugleiten. Und dann hineinzutauchen. Katharina stöhnte leise und führte seinen Finger an ihren Kitzler. Sie atmete schneller.

Dann schob sie seine Hand wieder weg, richtete sich auf und setzte sich rittlings auf Jakob. Sie schob ihre Schamlippen an seinem Schaft auf und ab. Er wollte ein Stück nach unten rutschen, um in sie einzudringen.

„Nein, warte, ich will doch nicht schwanger werden.“ Sie beugte sich hinüber zur Lade auf ihrem Nachtkästchen. „Kennst du Herrengummi?“ In den Gesprächen in der Schule und beim Militär hatte er natürlich davon gehört, gesehen hatte er so ein Gummiding aber noch nie. Sie holte einen heraus, beugte sich mit ihrem Kopf wieder zu seinem Glied,

das sie mit ihrer Hand sanft rieb, damit es wieder steif wurde, und rollte den Gummi drüber. Jakob bewunderte Katharinas Erfahrungheit.

Sie setzte sich auf ihn und stöhnte leicht, während er mit ihrer Hilfe in sie eindrang. Sie stützte sich mit den Händen neben ihm ab und bewegte ihr Becken. Jakob sah ihre wippenden Brüste und kam ganz schnell zum Höhepunkt. Er blieb dabei fast lautlos, während er zuckend den Samen in den Herrengummi ergoss. Katharina merkte das, und ihre Bewegungen wurden langsamer. Schließlich rollte sie sich von Jakob herunter und gab ihm einen Kuss. Beide atmeten tief durch, während sie nebeneinander lagen.

„Ich hab immer geglaubt, Frauen wollen keinen Sex, sondern machen das aus Verpflichtung“, sagte Jakob, „natürlich nicht ganz so, aber irgendwie, dass Männer mehr Sex wollen.“

Katharina lachte: „Das ist eine ganz und gar bürgerliche Ansicht. Da wird verbreitet, dass Frauen Liebe wollen und der eheliche Sex eine Verpflichtung ist, wo wir höflicherweise die Beine breit machen, um Kinder zu kriegen. Wir haben genauso viel Lust wie ihr. Nur haben wir mehr Probleme, weil wir, wenn es blöd geht, schwanger werden. Schau dir an, wie viele uneheliche Kinder es gibt. Die sind ja nicht ohne Sex entstanden und nicht bei jedem Mal vögeln wird gleich ein Kind draus. Dann noch die vielen Abtreibungen.“ Und es gibt noch die, die sich so gut auskennen wie Katharina, dachte sich Jakob.

„Du hast noch nie Sex mit jemand anderem gehabt?“

„Na ja, eigentlich schon, bei einer Prostituierten.“

„Na, erzähl!“ Jakob erzählte, dass sie sein Glied in die Hand genommen und er keinen Höhepunkt hatte. Und dann noch, dass das mit Gudrun unglücklich gelaufen war.

„Was sich der Ernst so einbildet? Du siehst, Frauen wollen Sex. Du darfst das nicht persönlich nehmen. Wir sind uns oft selber unsicher. Du bist ja lieb. Es war gut, dass du

nicht mehr aufdringlich warst. Gudrun hat sich verändert, seit sie drinnen war. Sie erzählt nichts vom Gefängnis. Sie war früher so lebenslustig. Sie hat nie über Sex geredet, aber immer viel gehabt. Ich rede immer über Sex, hab aber keinen.“ Jakob konnte sich gar nicht vorstellen, dass sie wenig Sex habe. „Proletarierinnen haben immer viel Sex gehabt, die Sexfeindlichkeit ist erst mit dem Bürgertum gekommen.“

„Ich muss dir noch etwas sagen“, Jakob hatte endlich einen Menschen, mit dem er über alles reden konnte: „Ich hab mit Soucek geschlafen. Und ich schäme mich dafür.“

„Du brauchst dich dafür doch nicht schämen.“

„Nein, nicht dass ich mit einem Mann geschlafen habe, sondern dass ich mit Soucek geschlafen hab.“ Er wunderte sich, dass er das so sagte, weil in Wirklichkeit schämte er sich schon dafür, dass er mit einem Mann geschlafen hatte. Katharina gegenüber war er aber froh, es so gesagt zu haben.

„In Graz am Bahnhof war ich ganz verzweifelt, und da bin ich mit ihm mitgegangen. Er hat gesagt, bist du eh kein Roter? Dass er nicht warm ist, sondern nur seine Frau nicht da. Zum Schluss hat er mir Geld gegeben. Ich glaube, er hasst mich, weil ich weiß, dass er homosexuell ist.“

„Jetzt verstehe ich einiges mehr. Dieses Arschloch.“

Nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander gelegen waren, sagte Katharina: „Geh bitte in dein Zimmer, ich mag lieber alleine schlafen.“

Jakob wäre sehr gerne neben Katharina eingeschlafen und aufgewacht. Trotzdem war er glücklich, als er sich in seinem Bett einrollte. Am nächsten Tag wachte er mit einem Gefühl der Traurigkeit auf und einem Ziehen im Unterleib. Ein untrügliches Zeichen für Liebe? Oder Eifersucht? Er wusste, dass die vorige Nacht etwas Einmaliges bleiben würde.

Verzweiflung

Die Zeit zwischen dem 3. und dem 10. November war eine stürmische Woche. Am 4. November meuterten die Matrosen in Kiel. Am 7. November wurde der bayrische König gestürzt und am 9. November die Republik in Deutschland ausgerufen.

In dieser Woche verteilte auch die KPDÖ ihre ersten Flugblätter, die dazu aufforderten, die Sozialdemokratie zu verlassen und der Kommunistischen Partei beizutreten. Außerdem organisierten sie Veranstaltungen in den Bezirken. Steffi, Jossel und Jakob besuchten eine davon in einer Lokalität in der Märzstraße. Es waren ungefähr zwanzig Menschen da. Ein Funktionär erläuterte die Notwendigkeit der Gründung und warb dafür, Mitglied zu werden. Jossel argumentierte, dass eine Partei aus dem Proletariat selbst kommen müsse und nicht von oben und außen in die Bezirke getragen werden könne. Der Funktionär rechtfertigte sich damit, dass diese Veranstaltungen die Beziehung zum Proletariat herstellen. Die drei verließen das Treffen vorzeitig.

„Hacki hat übrigens gesagt, dass er nicht dabei war beim Mord an David. Ich weiß natürlich nicht, ob er gelogen hat“, informierte Jakob Steffi und Jossel.

„Es gibt jetzt eine jüdische Selbstwehr in der Leopoldstadt. Die sind zwar mehr bürgerlich, aber es sind auch Genossen von Poale Zion dabei“, war die Antwort von Jossel.

Am Samstag, dem 9. November, erschien endlich ihre erste Zeitung: „Der Freie Arbeiter“. Obwohl Jakob selbst nicht mit-

gearbeitet hatte, war er stolz. Er erhielt ein Exemplar in der Stiftskaserne. Auf seinem Weg in die Albertgasse schaute er wie öfter bei Einbruch der Dunkelheit im Josef-Strauß-Park vorbei. Dort wartete erstmals wieder Hacki auf ihn.

Der empfing Jakob mit dem Satz: „Der Soucek wird jetzt völlig wahnsinnig. Er will gegen euch einen Privatkrieg führen. Dabei gibt es viel gefährlichere Gegner.“ Jakob war fast enttäuscht, dass Hacki ihre Gruppe nicht als gefährlich einschätzte. Wusste Hacki, dass er bei der Roten Garde war? Immerhin spionierte ihn ja Soucek aus.

„Der Soucek will unbedingt, dass wir euch morgen angreifen. Und zwar härter und besser geplant als das letzte Mal. Er will Tote sehen.“ Vielleicht fand Soucek die bereits bewaffnete Rote Garde schwieriger anzugreifen als die Föderation? „Aber der Reinsfeld war dagegen. Er hat gesagt, er findet es wichtiger, sich zuerst zu formieren. Er nennt das strategisch denken. Und dann waren noch andere Offiziere da beim Reinsfeld.“ Nach einer Pause setzte Hacki fort: „Mit dem Soucek muss mehr sein, so was wie persönliche Feindschaft. Der hat den Reinsfeld beschimpft, und der hat ihn dann zum Duell gefordert.“

„Wieso erzählst du mir das? Ich bin doch der Feind. Und wer sind die gefährlichen Gegner?“

„Die verräterische Sozialdemokratie, das ganze Judentum. Ihr seid ja auch gegen das System. Zwar auf die falsche Weise, aber ihr seid nicht die wirkliche Gefahr. Der Soucek hat sich völlig verrannt und der Reinsfeld schaut zu. Der ist viel zu wenig energisch.“

„Wieso redest du mit mir? Du wirst nicht erwarten, dass du mich überzeugen kannst. Und wie ist das morgen mit dem Angriff?“

„Soucek hat befohlen, den Angriff durchzuführen. Aber Reinsfeld ist der eigentliche Kommandant. Ich denke, es wird nichts passieren.“

„Und wie reagieren die anderen? Ach ja, ihr seid ja nur Befehlsempfänger.“

„Die meisten würden gerne mehr tun. Die stört die Passivität vom Reinsfeld.“

„Warum redest du nicht mit den anderen? Das sind doch deine Kameraden?“ Jakob wollte ihn provozieren, wusste aber nicht, wie sehr das Hacki traf. Er schluckte und sagte mit tränenerstickter Stimme. „Das geht nicht.“

„Warum?“

„Ich hab zwanzig Stockhiebe bekommen.“

„Das hast du mir schon gesagt.“

„Ja, aber ich habe dir nicht gesagt, dass mir Soucek die Stockhiebe persönlich gegeben hat.“ Trotzdem hielt Hacki das für richtig?

„Vor der versammelten Mannschaft. Alle haben mich gesehen.“ Hacki schwieg eine Weile, bevor er weitersprach. „Soucek hat mir die Hose hinuntergezogen vor versammelter Mannschaft. Alle haben mich gesehen.“ Er machte wieder eine Pause, Jakob merkte, dass er schluckte, um nicht weinen zu müssen. „Nach fünf Schlägen hat er gesagt: Dieser Arsch ist zum Ficken da. Von euch. Die haben mich dann alle geschlagen. Jeder. Ich weine wie eine Frau“, schluchzte er. Jakob konnte sich die Demütigung Hackis lebhaft vorstellen und auch in ihm stiegen Tränen auf. Soucek hatte ja auch ihn „gefickt“.

Jakob wusste nicht recht, wie er reagieren sollte. „Aber das Arschloch ist doch Soucek“, sagte er etwas hilflos.

„Ja, aber alle haben mich gesehen. Alle haben mich geschlagen.“

„Du musst nicht wieder zurück“, sagte Jakob, hätte aber nicht gewusst, wo er Hacki unterbringen sollte. „Ich gehe jetzt“, sagte er dann und wartete keine weitere Reaktion von Hacki ab.

Als er die Stiftskaserne verlassen hatte, freute er sich darauf, mit den anderen das Erscheinen des Freien Arbeiters

zu besprechen. Jetzt war das Thema, das ihn berührte, ein ganz anderes.

Er überredete Katharina, mit ihm in die Meiselstraße zu gehen. Auf dem Weg dorthin erzählte er ihr detailliert über sein Treffen mit Hacki. „Da siehst du, wie Sexualität mit Macht zu tun hat“, meinte sie. Wie sie mit Hacki weiter umgehen sollten, hatte auch sie keine Idee.

So wenig Gewalt wie möglich

Nachdem Jakob Steffi und Jossel die Sachlage erzählt hatte, wurde beschlossen, Wachen in den umliegenden Straßen aufzustellen, um die Versammlung zu schützen, aber nicht sichtbar bewaffnet aufzutreten.

Dann ging es um Soucek. Katharina war hochgradig erregt: „Dem geht es nicht um Sex, dem geht es um Macht.“ Sie warf Jakob einen Blick zu, den er als Aufforderung verstand, Steffi und Jossel über Soucek zu erzählen.

„Ich hab euch erzählt, wie Soucek Hacki behandelt.“ Jakob hatte dabei den Ausdruck „gefickt werden“ betont. Nach einer Pause sagte er: „Soucek hat mich auch gefickt. Nicht so, sondern anders. Also richtig.“ Und er erzählte sein Erlebnis in Graz. Er war erstaunt, wie erleichtert er sich fühlte.

„Wir sollten Soucek einen Denkmalsentwurf verpassen“, sagte Katharina und löste dadurch Zorn bei Jossel aus: „Ihr habt gesagt, es darf nicht um meine persönliche Abrechnung gehen. Er ist ein Mörder! Er schützt die Mörder! Ist ein Schreibtischmörder, der sich die Finger nicht schmutzig macht!“

„Außer zu seiner eigenen Befriedigung“, erwiderte Katharina. Jakob musste wegen der doppelten Bedeutung der letzten Bemerkung schmunzeln.

„Der kann weitermachen. Ihm wird kein Haar gekrümmt. Und wenn wir Juden etwas machen, heißt es, wir sind rachsüchtig.“

Jakob fühlte bisher vor allem Angst und Scham. Jetzt begann er zu fantasieren, was sie Soucek alles antun könnten.

Im Gegensatz zu den anderen blieb Steffi gelassen: „Ich und Jossel haben das diskutiert. Es stimmt, dass es für Juden hier und jetzt keine Gerechtigkeit gibt. Das alte System ist bereits zusammengebrochen. Vielleicht bleibt uns nichts anderes übrig, als eine Art Selbstjustiz auszuüben. Aber wir dürfen auf keinen Fall die gleiche Fratze bekommen wie die Herrschenden. Wir müssen menschlicher sein. So wenig Gewalt wie möglich. Wir bräuchten Volkstribunale. Wir wollen keine Gefängnisse, und wir wollen nicht töten. Solche Menschen wie Soucek gehören umerzogen.“

„Erziehung ist bei so einem nicht mehr möglich. Das wäre was für die Buben. Nicht für Schreibtischtäter“, war Jossel empört.

„Was meinst du mit: So wenig Gewalt wie möglich? Sollte es nicht eher heißen: So viel Gewalt wie nötig?“, warf Jakob ein.

„Ich sehe das Problem im Zweckcharakter, der in nötig steckt. Wer entscheidet, wie viel Gewalt nötig ist? Dabei besteht die Gefahr, tatsächliche Gewalt nachträglich zu rechtfertigen, und irgendwann gibt es keine Grenzen mehr. So wenig Gewalt wie möglich ist im Gegensatz dazu anders. Wird zum Beispiel ein Polizist und Folterer von seinen Opfern getötet, können wir das verstehen. Wir werden aber versuchen, es zu verhindern und klarzumachen, dass der Kampf gegen Einzelne, die Vergeltung, nichts nützt.“

„Du wirst verstehen, dass das für mich nur theoretische Diskussionen sind. Mit dem Kopf geb ich dir ja recht, aber wie soll ich mit meinem Hass umgehen?“, warf Jossel ein.

„Ich habe einen Vorschlag“, sagte Katharina, die auf die passende Gelegenheit gewartet hatte, „wir demütigen Soucek. Er muss sich so schämen, dass er sich vor den anderen nicht mehr blicken lassen kann. Praktisch eine gewaltfreie Aktion. Na ja, ganz gewaltfrei nicht. Wir ziehen ihn nackt aus und lassen ihn so von seinen Leuten finden.“

„Ihm ist es peinlich, als homosexuell zu gelten. Wir müssen ihn als homosexuell hinstellen“, sagte Jakob, und nachträglich war ihm das Gesagte unangenehm. Darum korrigierte er sich: „Nein, das wäre problematisch, da wird das von uns angewendete Mittel zum Zweck, zu einem reaktionären Zweck.“

„Das ist doch ein Unterschied. Wir selbst hätten doch keine Probleme, als homosexuell zu gelten“, meinte Katharina, aber Jakob wäre es trotzdem unangenehm, zum Beispiel gegenüber Tante Hilde oder Agnes.

Katharina war begeistert von ihrer Idee: „Für die gewalttätige Zeit, in der wir leben, mit den Millionen von Toten und Verletzten im Weltkrieg, wäre das wirklich eine gewaltfreie Aktion. Aber du hast recht, in Bezug auf die Mittel müssen wir das diskutieren.“

„Ihr habt mich jetzt ganz außen vor gelassen“, warf Jossel ein, „bei mir geht es um etwas anderes. Bei euch geht es um Demütigung, bei mir geht es um den Tod. Du hast recht, Steffi, wir dürfen nicht die gleiche Fratze kriegen wie die. Nicht umsonst bin ich noch nicht hingegangen. Du weißt, ich hab eine Pistole. Ich hätte jederzeit hingehen können und ihn abknallen. Ich hab mir das jeden Tag überlegt. Manchmal bin ich froh, es nicht getan zu haben. Dann stelle ich mir wieder vor, wie befriedigend es wäre, es zu tun. Ich weiß natürlich nicht, ob es wirklich befriedigend wäre. Für David kann ich nichts mehr ändern. Und der Antisemitismus wird dadurch auch nicht bekämpft.“

Steffi hatte bis jetzt nichts zu Katharinas Vorschlag gesagt und meinte nun dazu, ihn befürwortend: „Aber Jossel soll nicht mitgehen.“ Sie hatte Angst, dass ihr Jossel zum Mörder wird, auch wenn sie ihn gut verstehen konnte: „Du gibst mir deine Pistole, Jakob und Katharina gehen mit, um Soucek eine Abrechnung zu verpassen. Der soll sich noch vor uns Flintenweibern fürchten.“

Sie besprachen, wann sie Soucek den Besuch abstaten sollten. Heute wäre es zu spät geworden, und Katharina hätte

erst ihre Pistole holen müssen. Der kommende Tag fiel aus wegen der Versammlung, so wurde es der Montag, der 11. November.

Zum Abschied gab Katharina Jakob einen Kuss auf den Mund, der sich nicht von dem von Steffi unterschied. Sie wollte bei ihrem Freund Norbert schlafen.

Theo

Inzwischen war Franz heimgekommen und sagte, dass er sich mit ein paar homosexuellen Freunden treffen werde, wie öfter am Samstag. Jakob war neugierig und fragte, ob er mitgehen könne. „Warum nicht? Es wird dir zwar langweilig werden, weil das alles Bürgerliche sind ...“ Auf dem Weg dorthin erzählte Franz, dass es in den Vereinigten Staaten Geheimzirkel gibt, die für die rechtliche Gleichstellung von Homosexuellen eintreten. Vor dem Krieg hätte es in Deutschland das wissenschaftlich-humanitäre Komitee gegeben, das für die Abschaffung des Paragraphen 175, der Homosexualität verbietet, eingetreten war. In Österreich ist das der Paragraph 129. In Wien beschränkte sich der Aktivismus auf private Treffen und die entsprechenden Lokalitäten, die nur zum Aufreißen da sind.

Auf dem Treffen in einer Wohnung in Neubau waren ungefähr zehn Personen, als sie etwas verspätet eintrafen. Jakob kannte nur Theo, den Anarchisten, der ihn auch erfreut begrüßte. Sie setzten sich an der Ecke des Tisches neben ihn. Wenn sich Jakob von der Runde abwandte, konnte er Theo ins Gesicht schauen.

Die Gruppe diskutierte über ein öffentliches Auftreten in dieser revolutionären Situation. Aber die Bedenken überwogen. Die Gesellschaft sei viel zu homosexuellenfeindlich, und wenn sie sich dazu öffentlich bekennen würden, wären sie sicher Ziel von Angriffen. Einer brachte das Argument vor, dass es jetzt sogar gefährlicher sei, weil sie keine funktionierende Ordnungsmacht mehr schütze. Theo argumentierte dagegen,

dass sie der Staat nie beschützt hätte, sondern gefährlich für sie war als Homosexuelle. Jeder von ihnen kenne Fälle von Festnahmen und staatlichen Verfolgungen. Die meisten Anwesenden verstanden sich als bürgerliche Liberale, mit einer leichten Neigung zur Sozialdemokratie, von der sie sich am ehesten Verbesserungen ihrer Situation erwarteten. Revolutionäre Positionen vertraten nur Franz und Theo. Theo argumentierte mehr staatsfeindlich und anarchistisch, Franz dagegen betonte die positive Rolle der Sowjetunion, auch weil dort Homosexualität legalisiert wurde.

Theo lächelte Jakob zu, und der wurde leicht erregt. Er versuchte, zurückzulächeln, aber seine Lippen blieben schmal und verbissen und zogen sich nur leicht zur Seite. Als sich die Runde zum Aufbruch bereit machte, stand Jakob auf und bewegte sich zu Theo hin. Aber er traute sich nichts zu sagen. Sollte er irgendetwas über Anarchismus mit ihm reden?

„Willst du bei mir schlafen?“, fragte jetzt Theo, und Jakob schaffte es endlich, wirklich zu lächeln. Er wollte schon fast Nein sagen, als ihn Theo bei der Hand nahm: „Ich wohne nicht weit von hier.“ Jetzt wollte er, und sie verabschiedeten sich. Die Wohnung Theos lag im gleichen Bezirk.

Kaum angekommen, küssten sie sich. Der Kuss war ähnlich und doch anders wie der von Frauen, die Rauheit der Bartstoppel war neben den Lippen zu spüren. Jakob spürte Theos Erregung und auch die eigene.

„Ich hab noch nie mit einem Mann geschlafen“, sagte Jakob.

„Wir gehen es ganz langsam an“, ermutigte ihn Theo, „komm, ziehen wir uns aus.“

Als sie nackt waren und Jakob vor dem Bett stand, umarmte ihn Theo von hinten und streichelte seine Brust, seine Brustwarzen. Er spürte Theos Geilheit an seinem Arsch. Der streichelte sanft Jakobs Schwanz. Sie legten sich auf das Bett und küssten sich wieder.

Jakob nahm Theos Glied in die Hand und ließ es auf und ab gleiten. „Du bist so süß“, sagte Theo. Jakob wollte ihn kennenlernen. So wie Katharina bei ihm. Er rutschte hinunter, zog die Vorhaut zurück und nahm die Eichel in den Mund. Kurz war er irritiert durch einen bestimmten Geschmack. Danach dominierte die Lust.

Theo stöhnte und sagte noch einmal: „Du bist so süß.“ Er hielt Jakobs Schwanz in der Hand, bewegte diese aber nur mehr ruckartig, weil er so erregt war. Theos Samen ergoss sich in seinen Mund. Jakob schluckte, hustete und wollte sich mit der Hand das Gesicht abwischen, weil vieles daneben ausgeströmt war. Theo küsste ihn wieder. Er streichelte Jakob ein bisschen fester, bis er kam.

Als sie schweißgebadet nebeneinander lagen, sagte Jakob: „Ich bin froh, dass wir nicht gefickt haben. Ich hab da nämlich ein unangenehmes Erlebnis gehabt.“ Dann erzählte Jakob von Soucek.

Sie schiefen nebeneinander ein. Am Morgen war Theo bereits auf und brachte ihm Kaffeersatz ans Bett. Sie plauderten noch ein bisschen. Jakob fragte, was er damals gemeint habe mit der Bemerkung: „Wer sich heute alles Anarchist nennt?“

„Anarchie oder Anarchismus ist für viele nur so etwas wie das Gefühl, für die Freiheit zu sein. Eine Mode, die in einigen Monaten wieder vorbei ist.“

„Ich hoffe, dass es nicht so ist“, sagte Jakob und küsste Theo zum Abschied.

Schönbrunn

Theos Wohnung war nicht weit von der Stiftskaserne entfernt. Dort geriet Jakob in eine heftige Diskussion über den Vorschlag, nach Schönbrunn zu marschieren und den Kaiser festzunehmen, aber auch über die Aktionen am 12. November. An diesem Tag war die Übersiedlung der Nationalversammlung aus dem niederösterreichischen Landhaus ins Parlament vorgesehen und die Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich. Die Sozialdemokratie plante dazu einen Generalstreik, der geordnet ablaufen sollte.

Einer, der sich als Vertreter der KPDÖ bezeichnete, argumentierte gegen Schönbrunn und meinte, es sei wichtiger, am Tag darauf vor dem Parlament die Sozialistische Räterepublik auszurufen, wenn und weil das Proletariat auf der Straße sei.

Daraufhin meldete sich Jakob zu seinem ersten Auftritt vor einer größeren Menschenmenge. Er sagte, er sei von einer im Entstehen begriffenen Organisation von Kommunisten und Anarchisten, die noch keinen Namen habe und bisher unter Föderation gelaufen sei, aber wahrscheinlich in Zukunft Föderation revolutionärer und internationaler Sozialisten heißen werde. Sie hätten die gerade erschienene Zeitung „Der Freie Arbeiter“ herausgebracht. Im Gegensatz zu den Kommunisten würden sie sich nicht anmaßen, für andere zu sprechen. Diese würden so tun, als sprächen sie für das Proletariat, in Wirklichkeit sprechen sie nur für sich selber. Er wäre dafür, Schönbrunn zu besetzen, und sie hätten

heute Versammlung und wahrscheinlich wäre dort auch eine Mehrheit dafür.

Jakob ärgerte sich dann, dass er nicht das sagte, was er eigentlich sagen wollte, nämlich zu erklären, dass der Marsch nach Schönbrunn die symbolische Inbesitznahme der Macht wäre. Wegen der Anmaßung der Kommunisten redete er nur über die Organisationsfrage.

Eine Abstimmung unter den Anwesenden ergab eine knappe Mehrheit für Schönbrunn. Jakob stimmte dafür. Ein Anarchist, der ebenso dafür eintrat, stellte den Entschluss infrage. Er wäre nämlich prinzipiell für das Konsensprinzip und sah das Ergebnis als Illustration der Problematik von Abstimmungen. Auch Peter stimmte dafür: „Das wird wie eine künstlerische Aktion.“ Die weiteren Auseinandersetzungen drehten sich dann darum, ob ein vom Staatssekretär für Heereswesen Julius Deutsch gezeichneter Befehl zur Besetzung eingeholt werden sollte als Zeichen, dass die Rote Garde nicht gegen das Proletariat handle, das noch immer zu großen Teilen aufseiten der Sozialdemokratie stehe. Andere betonten, dass sie die Aktion auf jeden Fall machen sollten, ganz egal, ob es einen Marschbefehl gäbe.

Vor dem Treffen der Föderation sprach Jakob mit Steffi und erzählte ihr von den Planungen zur Besetzung von Schönbrunn: „Jetzt gehen wir dorthin und holen das Schloss für das Volk zurück. Die Abstimmung war aber ziemlich knapp. Ich bin für die Besetzung eingetreten. Aber ich hab nicht ganz das gesagt, was ich sagen wollte. Dass wir diese Leerstelle der Macht ausfüllen und dadurch die Revolution weitertreiben müssen.“ Steffi schaute ihn verständnislos an und war gar nicht überzeugt: „Der Kaiser ist ein leeres Symbol, da hast du schon recht. Aber es geht um die proletarische Macht und die Organisierung als Werkzeug der proletarischen Macht. Wen interessiert denn noch der Kaiser? Aber die Aktion ist sicher sehr populär. Das Proletariat hasst den Kaiser.“

Für Jakob war es erstaunlich, wie offen sie in der Versammlung jetzt zukünftige, auch bewaffnete Aktionen besprachen, mit dem Vertrauen in die Stärke des Proletariats und seiner bewaffneten Teile, der Roten Garde, aber auch der Volkswehr. Die Armee war zerfallen, die Polizei hielt sich zurück. Zehntausende Soldaten aus allen Teilen der ehemaligen Monarchie machten in Wien Station. Sie hungerten und waren meistens bewaffnet. Viele verkauften Eigentum der Monarchie, sogenanntes ararisches Material. Manchmal griff bei Plünderungen und Raubüberfällen nicht die Polizei oder die im Entstehen begriffene Volkswehr ein, um Ordnung zu schaffen, sondern die Rote Garde. Konterrevolutionäre hatten sich noch nicht organisiert. Zum befürchteten Überfall der Deutschen Legion kam es auch nicht.

Jossel betonte, dass trotz der aktuellen Zuspitzung der Ereignisse die Organisationsfrage nicht unter den Tisch fallen dürfe. Die Revolution sei nicht ein Akt der nächsten Tage, sondern ein andauernder Prozess. Es gehe nicht um einmalige Aktionen, sondern darum, den Kern der zukünftigen Selbstorganisation der Arbeiter zu bilden. Die nächsten Ausgaben der Zeitung seien gesichert. Ab der folgenden Nummer würde es eine Beilage „Die Rote Garde“ geben, die vom Genossen Kisch redigiert wird.

Der Name der Organisation wurde schließlich Föderation revolutionärer Sozialisten „Internationale“, abgekürzt FRSI. Die Versammlung beauftragte mehrere Personen, darunter Jossel und Leo, programmatische Thesen zu entwickeln, die im Anschluss in mehreren öffentlichen Zusammenkünften diskutiert werden sollten.

Am Montag rückte Jakob erst am späten Vormittag in die Kaserne ein. Genosse Kisch hatte eine Deputation zu Julius Deutsch geführt und agitierte überzeugend dafür, statt Schönbrunn das Militärkommando zu besetzen. Diese Besetzung wäre Teil einer koordinierten Aktion mit der Volkswehr und

damit des aktiven Teils des Proletariats. Jakob wunderte sich, wie schnell sich die Radikalen überzeugen ließen, trotz der andauernden Kritik an der Sozialdemokratie.

Die Rote Garde marschierte die Mariahilfer Straße hinunter auf den Ring. Begeisterte Sympathisantinnen und Sympathisanten begleiteten den Zug. Menschen am Straßenrand zeigten sich amüsiert. Jakob und Peter plauderten, während sie, die Gewehre über der Schulter, nebeneinander her spazierten: „Ich finde das gut als koordinierte Aktion der Linken“, meinte Peter, und Jakob hatte nichts zu ergänzen.

Die Rote Garde brachte vor dem Militärkommando ein Maschinengewehr in Stellung, ein weiteres im Hof des Gebäudes. Daneben rote Fahnen. Mit gefälltem Bajonett wurde das Haus gestürmt, das Haupttor, alle anderen Eingänge, die Treppen und Archiv- und Kassenräume besetzt. Eine große Anzahl sympathisierender Zivilpersonen begleitete die Rotgardisten, es sah mehr aus wie eine Demonstration mit einzelnen Bewaffneten. Im ersten Stock hatten sich die überraschten Offiziere versammelt, allen voran ein General. Jetzt waren diese Verantwortlichen für die Welt des Krieges und für die Demütigung unzähliger Soldaten nur mehr ein Häufchen Elend. Das ehemalige Militärkommando war in der Hand der Roten Garde. Der General verabschiedete sich noch mit den Worten: „Bitte sehr! Ich stelle mich auf den Boden der Tatsachen.“ Die anderen Offiziere schlichen sich durch einen Nebeneingang davon.

Die Volkswehr besetzte die Hofburg, Schönbrunn, die Schatzkammer und das Kriegsministerium. Es war die Sicherung der Macht durch die Demokratie, durch die Linken. Andere bewaffnete Verbände traten nicht in Erscheinung, außer in unbedeutenden Aktionen, die sich kaum von der allgemein grassierenden Kriminalität unterschieden. An diesem 11. November drängte die letzte k. k. Regierung Kaiser Karl dazu, auf seine Staatsgeschäfte in der österreichischen Reichs-

hälfte zu verzichten. Der letzte Kaiser floh nach Eckartsau, ein Schloss der Habsburger in Niederösterreich.

Als Unterstaatssekretär Deutsch im Militärkommando eintraf und sich mit einem Hoch auf die Republik bedankte, seilte sich Jakob ab. Zu Hause meinte Katharina: „Man könnte die heutige Aktion als unblutigen Putsch bezeichnen. Einen Putsch der Demokratie. Der Kaiser ist sicher nicht freiwillig gegangen. Vielleicht ist ihm mit der Roten Garde gedroht worden?“

„Das war die Machtübernahme gegen die linken Revolutionäre“, ergänzte die in die Albertgasse gekommene Steffi, „aber auch gegen die Reaktion. Damit die Ausrufung der Republik morgen nicht schiefeht. Vielleicht sind wir nur ein Bauer in den Schachzügen der Sozialdemokratie?“

Abrechnung

Bevor sie in die Taborstraße aufbrachen, übten Steffi, Katharina und Jakob das Laden und Entladen sowie das Sichern und Entsichern der Pistolen.

Soucek war nicht da, und die drei überlegten, ob sie die Türe aufbrechen sollten, die Wohnung durchsuchen und drinnen auf Soucek warten. Gerade als sie doch gehen wollten, hörten sie jemanden unten beim Haustor hereinkommen. Sie versteckten sich einen Stock höher. Es war Soucek. Als der die Türe hinter sich zuziehen wollte, stellte Katharina ihren Fuß dazwischen. Er öffnete wieder und schaute verwundert. Er war mehr überrascht, dass ihn eine Frau bedrohte, als durch die Pistole selbst.

„Geh hinein“, sagte Katharina und entsicherte ihre Waffe. Hinter ihr drängten sich Steffi und Jakob in die Wohnung. „Jakob, durchsuch ihn“, kommandierte Katharina, und er wunderte sich, welch befehlenden Ton Katharina annehmen konnte. Steffi richtete ebenfalls die Pistole auf Soucek. Jakob durchsuchte seinen Mantel und die darunterliegenden Kleider. Er nahm ihm eine Pistole ab und steckte sie ein.

„Was wollt ihr? Wollt ihr Geld?“

„Nein, wir wollen Wissen. Und wir wollen Macht.“ In einer anderen Situation hätten sie sich über den in dieser Situation komischen sprachlichen Ausdruck gefreut. Jetzt konzentrierte sich Katharina auf die Drohung. Wenn sie doch aus Unachtsamkeit oder Müdigkeit die Pistole sinken ließe, war immer noch Steffi da, die ebenso auf Soucek zielte.

Der würdigte Jakob keines Blickes, sondern schaute Katharina an.

„Du hast David umbringen lassen. War das ein Befehl von dir?“, fragte Steffi.

„Welchen David? Ah, du meinst den Kaftanjuden. Wollt ihr mich jetzt umbringen? Nein, ich hab meinen Burschen die Zügel locker gelassen. Die Kaftanjuden sind nicht die wirklichen Feinde. Das sind die reichen Juden, denen man es nicht ansieht. Es ist sinnlose Mühe, irgendwelche Einwanderer aus Galizien umzubringen, die sich sowieso vermehren wie Ungeziefer. Ich hab ihnen gesagt, sie dürften jetzt einmal ihren Spaß haben, aber sie sollen sich ihre Kräfte für die wirklichen Feinde aufsparen: die Geldjuden und die bolschewistischen Juden. Die arbeiten ja hinter den Kulissen zusammen. Die haben die Macht drüben an der Ostküste und jetzt auch in Russland. Aber wenn es diese Kaftanjuden erwischt, ist das schon in Ordnung. Sie sollen Angst kriegen und abhauen nach Galizien.“ Jakob war erstaunt, wie gesprächig Soucek war. Es war ihm offensichtlich ein Bedürfnis, seine antisemitischen Tiraden anzubringen. „Dass die Juden das Unglück der Völker sind, hat sogar der Kaiser erkannt. Habt ihr gewusst, dass der Kaiser mit seinen Beamten darüber gesprochen hat, Pogrome anzuzetteln, um wieder beliebter zu werden? Er hat das erkannt, obwohl er von Hofjuden umgeben ist. Die haben heimlich mit der Entente konspiriert.“ Jakob konnte nicht verstehen, warum er ihnen das alles erzählte. Wollte er sie herausfordern, damit sie ihn schnell umbringen? Soucek fuhr fort: „Ihr werdet schon noch verstehen. Ihr seid ja auch gegen dieses verrottete System. Ihr seid nur bolschewistisch verhetzt. Ihr werdet erkennen, dass wir einen gemeinsamen Feind haben, den jüdischen Liberalismus.“

„Wir sind jüdische Bolschewiken“, sagte Steffi provozierend, und Katharina setzte fort: „Jakob, fessel ihn ans Bett.“ Jakob zog

Soucek den Mantel aus, band seine Hände hinter dem Rücken zusammen und an das Eisengestänge des Bettes. Weil das Bett niedrig war, musste Soucek in die Hocke gehen. „Schließen in Spangen ist nicht unsere Art“, sagte Steffi, aber sie hätten die Werkzeuge dazu auch nicht gehabt.

„Warum war es dir so wichtig, gerade uns anzugreifen?“

„Das müsst ihr als Erziehungsmaßnahme sehen.“ Redete Soucek aus diesem Grund so viel oder war er verbohrt und wahnsinnig? „Wir sind auf der Seite des Volkes, des deutschen Volkes. Und bolschewistisch verhetzte Kinder müssen erzogen werden.“

„Reinsfeld war dagegen?“

„Reinsfeld sieht manches ähnlich. Aber es gibt taktische Differenzen. Er will morgen gegen das Volk vorgehen. Er will aufmarschieren und eine Konfrontation mit den bewaffneten Bolschewiken suchen. Ich bin dafür, ein Kind zu züchtigen, damit die anderen auf den richtigen Weg geleitet werden.“ Soucek wollte wohl die Revolutionäre einschüchtern, um das Volk davon abzuhalten, mit ihnen zu gehen.

„Reinsfeld meint, er könne die Demonstration morgen auseinanderjagen. Er glaubt, die werden zu feig sein und sofort davonlaufen, wenn Bewaffnete auftauchen. Aber es ist unser Volk, das da auf der Straße ist.“ Das war anders, als Hacki erzählt hatte.

„Und das Duell?“

„Was für ein Duell? Hacki sieht Gespenster. Ja, Reinsfeld ist ein Ehrenmann. Er hat die Pistole gezogen, wollte mich zuerst gleich erschießen, dann zum Duell fordern, schließlich haben wir uns wieder geeinigt.“

„Was für eine Einigung?“

„Das werde ich euch nicht sagen!“ Soucek plauderte zwar viel, vielleicht zu viel, aber wichtige Dinge behielt er doch für sich. Dann stellte Jakob die Frage, die ihm schon lange auf der Zunge brannte: „War Hacki bei dem Mord dabei?“

„Ha, Hacki ist ein feiges Schwein, eine Memme, ein weibischer Versager, der mich angeheult hat. Natürlich war er dabei, er musste sich ja beweisen. Er musste beweisen, dass er kein Weib ist.“ Jakob gab es einen Stich, und er zog den Strick fester, sodass Soucek kurz aufstöhnte. Nicht aus Mitleid mit Hacki, sondern weil er sich selbst betroffen fühlte.

„Und du schickst auch die Weiber vor?“, wandte er sich jetzt zu Jakob.

Der antwortete mit einer Gegenfrage: „Warum hast du Hacki die Hose heruntergezogen? Warum hast du Hacki geschlagen? Warum hast du Hacki vor allen gedemütigt?“ Eigentlich wusste er die Antwort. Soucek hatte sadistische Lust an Macht und Gewalt.

„Das war notwendig, zur Erziehung. Damit er ein Mann wird.“ Dieser Satz klang nicht so selbstsicher wie seine antisemitischen Tiraden.

„Zieh ihm die Hose hinunter!“, sagte Katharina jetzt in befehlendem Ton.

„Wollt ihr mich schlagen?“ Da er in der Hocke ans Bett gebunden war, ging das nicht so leicht. Soucek rutschte in eine sitzende Position, und Jakob zog ihm die Hosen bis unter die Knie, sodass er an den Füßen beinahe wie gefesselt war.

„Ist das überhaupt ein Schwänzchen?“, machte sich Katharina lustig und provozierte ein lautes Lachen von Steffi. „Bist du ein Mädchen?“ Es war Soucek sichtlich unangenehm, so nackt vor den beiden Frauen zu liegen. War das jetzt nicht das Benutzen von Frauenfeindlichkeit, wie Jakob Homosexuellenfeindlichkeit benutzt hatte? Oder ist das etwas anderes, weil es nicht ein Mann sagte, sondern Katharina?

„Jakob, magst du ihn in den Arsch ficken?“, witzelte Katharina und trieb die Situation dadurch noch auf die Spitze.

„Sag uns, was Reinsfeld morgen vorhat. Sonst wird dich Jakob ficken!“ Obwohl Jakob begann, ihn auf den Bauch zu drehen, reagierte Soucek nicht darauf. Er merkte wohl, dass

der keine Anstalten dazu machte, obwohl Katharina zu ihm sagte: „Mach deine Hose auf und nimm ihn! Du sollst dich fürchten lernen vor uns Weibern“, und zu Jakob und Steffi gewandt, „vielleicht sollten wir mit seiner Frau reden?“

Sie wollten schon gehen, als ihnen Soucek zurief: „Kümmert euch lieber um Hacki. Der dreht total durch. Der hat Handgranaten gestohlen und will sie morgen gegen die Demonstration einsetzen.“

Sie knabbelten Soucek, damit er nicht schreien konnte und verließen die Wohnung. Draußen berieten sie, was sie weiter tun sollten. Die morgige Demonstration könnte zum Schlachtfeld werden. Katharina und Jakob sollten sich gemeinsam zu Reinsfeld begeben, während Steffi die anderen benachrichtigt. Für die Beruhigung Hackis wäre Jakob zuständig.

Als sie noch ein Stück gemeinsamen Weges zurücklegten, sagte Steffi: „Es hat schon was Faszinierendes, mit der Pistole auf einen Menschen zu zielen. Ich hätte Lust gehabt abzudrücken, bin aber froh, es nicht getan zu haben.“

„Mich beunruhigt“, meinte Katharina, „welche Lust mir die Demütigung von Soucek bereitete.“

„Mir ist es unangenehm, dass mich die Vorwürfe wegen des Weibisch-Seins getroffen haben. Wieso sollte ich Weiblichkeit negativ sehen.“

„Deine Weiblichkeit? Du bist halt ein Mann“, sagte Steffi und gab ihm einen liebevollen Klaps auf den Hinterkopf. „Wir haben dich noch zu wenig erzogen“, lachte Katharina in Anspielung auf das „Erziehen“ von Soucek.

Nachdem sich Steffi verabschiedet hatte, machten Katharina und Jakob zuerst einen Umweg über den Josef-Strauß-Park, in der Hoffnung, Hacki dort zu treffen. Wie zu erwarten, war er nicht da, es war lange nach Einbruch der Dunkelheit. Atemlos erreichten sie endlich die Villa der Reinsfelds in Gersthof.

Reinsfeld

Wie sollten sie es anstellen, Reinsfeld zu motivieren, Soucek zu befreien? Vielleicht mit Hacki? Ohne von ihm gefangen genommen oder getötet zu werden? Sollten sie eine Geiselnahme vortäuschen, sozusagen das Leben Souceks gegen ihres einsetzen? Sollten sie überhaupt bewaffnet eindringen? Jakob hatte jetzt die geladene Pistole Souceks. Wie viele Wachen würden sie antreffen? Ob nicht überhaupt die ganze Truppe dort stationiert wäre? Jakob konnte beim letzten Mal keinen Blick in den hinteren Teil des großen Gartens werfen. Sie wollten es mit einem Gespräch versuchen, hielten aber die Waffen bereit und geladen.

Es entwickelte sich anders, als sie sich das vorstellten. Sie gingen auf den Wachposten bei der Eingangstüre zu, dahinter war die Treppe zum Hauseingang zu sehen. Es war Franz Josef, der erstaunt „Jakob?“ ausrief, sein Gewehr von der Schulter nahm und Anstalten machte, auf Jakob anzulegen. Sie bewegten sich weiter auf ihn zu, und Franz Josef fragte: „Was machst denn du da?“ Er hielt die Waffe leicht schräg nach oben, in die Richtung von Jakob: „Bleib stehen! Hände hoch!“ Katharina setzte ihren Weg einfach fort, bis sie neben Franz Josef zu stehen kam und ihm die Pistole an die Schläfe hielt: „Waffe weglegen!“ Franz Josef hatte nicht mit dem Angriff einer Frau gerechnet, war völlig verduzt und übergab Jakob das Gewehr. „Durchsuch ihn, Jakob“, befahl Katharina, die von einem Meter Abstand weiter auf Franz Josef zielte. Er hatte eine Pistole, die er ihm ebenfalls abnahm.

„Wo sind deine Kameraden?“

„In einem Saal neben der Gastwirtschaft Zum grünen Tor auf der Lerchenfelder Straße.“ Sie waren erstaunt, wie schnell und ohne Zögern Franz Josef antwortete.

Katharina und Jakob hörten die Schritte eines zweiten Wachpostens, der kurzfristig hinter dem Haus war, um seine Notdurft zu verrichten. Katharina stieß Franz Josef ins Gebüsch, und auch Jakob versteckte sich zwischen der Umgrenzungsmauer und den Sträuchern. Der zweite Wachposten konnte gerade noch „Franz Josef?“ fragen, als er Jakobs Pistole an der Stirn hatte. Er entwaffnete ihn.

Katharina befahl weiter: „Ausziehen. Beide. Ein bisschen schneller!“ Die zwei waren in Unterhosen und zitterten, wegen der Kälte und vor Angst. „So. Lauf nach Lerchenfeld!“, sagte sie jetzt zum anderen, und als der sich auf der Straße in Bewegung setzte, rief sie ihm nach: „Schneller!“ Der Bursche fing an zu laufen. Jakob war fasziniert von der Tatkraft Katharinas.

„Weißt du, wo Hacki ist?“, fragte jetzt Jakob.

„Nein, der ist abgehauen. Er hat Handgranaten gestohlen und ist abgehauen. Ah, ihr wollt Hacki aufhalten? Das wird euch nicht gelingen.“

Katharina war so aufgeregt, dass sie Franz Josef eine Ohrfeige gab und erst danach wieder die Pistole auf ihn richtete. Der war völlig überrascht und sagte darauf: „Natürlich ist das ein Blödsinn, was er vorhat.“

Jakob entlud die Gewehre und warf sie ins Gebüsch. Die Munition steckte er ein. „Ist Reinsfeld da? Ist er drinnen? Du gehst vor uns hinein.“

Franz Josef machte das Haustor auf und betrat einen großen Vorraum mit Garderobe. Eine gegenüberliegende Tür öffnete sich, und eine Frau trat herein. Sie war erschreckt und erstaunt, Franz Josef in Unterhosen zu sehen. Katharina stürzte sofort auf sie zu und hielt ihr die Pistole an den Kopf. Sie nahm

an, dass es sich um Reinsfelds Frau handelte und sagte: „Wir tun dir nichts. Ist dein Mann da?“

„Tut ihm nichts“, sagte sie und deutete mit dem Kopf auf die Tür hin, die in ein riesiges Wohnzimmer führte. Katharina und Reinsfelds Frau standen praktisch schon im Türrahmen. Drinnen befand sich ein Mann in Offiziersmontur mit schwarzrotgoldener Kokarde statt der monarchischen Rosette auf der Kappe und sagte nur: „Tut meiner Frau nichts.“

„Wir tun deiner Frau nichts. Wir halten Soucek in seiner Wohnung fest. Und wir bringen ihn um, wenn ihr morgen gegen die Demonstration vorgeht.“

„Wir haben gar nicht vorgehabt ...“, fing Reinsfeld an. Katharina stieß die Frau und Jakob Franz Josef ins Zimmer, sie schlugen die Tür zu und stürzten, mit den Pistolen in den Händen, hinaus. Draußen war der zweite Wachposten wieder zurückgekommen. Er war gerade dabei, in seine Hose zu schlüpfen, und stürzte zu Boden, als er neuerlich davonlaufen wollte. Katharina und Jakob lachten und rannten die Straße hinunter.

„Heute haben wir uns ziemlich viele persönliche Feinde gemacht“, sagte Katharina, als sie ihre Schritte wieder verlangsamt hatten, „vielleicht hätten wir Soucek doch umbringen sollen, damit er uns nicht mehr schaden kann. Aber wir wollen doch nicht töten!“

„Ich finde, wir haben Glück gehabt, dass wir nicht schießen mussten.“

In der Meiselstraße trafen sie neben Steffi und Jossel auch Leo an. Der berichtete über die Ereignisse des Tages bei der Roten Garde. Am frühen Abend war Julius Deutsch in der Stiftskaserne und ernannte den Sozialdemokraten Josef Frey zum Kommandanten. Sonst diskutierten die Rotgardisten viel und wählten ihre Vertreter. Kaum kommt der Deutsch, funktioniert Autorität und Disziplin. Leo hatte aber inzwischen eine größere Anhängerschaft und diese war unzufrieden mit

dieser Entscheidung. Um die Unruhe einzudämmen, erlaubten Deutsch und die sozialdemokratischen Kommandanten, die Rote Garde am nächsten Tag als machtvolle Formation aufmarschieren zu lassen, aber keine Munition auszufassen.

Im Anschluss daran sprachen sie über die konterrevolutionären und deutschnationalen Bedrohungen. Ein koordinierter Angriff wäre unwahrscheinlich, aber eine Aktion von Wahnsinnigen wie Hacki oder Soucek war nicht auszuschließen. Beunruhigend war die Information, dass sich Reinsfeld mit anderen Offizieren abgesprochen hatte. Gibt es eine Verbindung zu den deutschnationalen Abgeordneten, die sich im Parlament aufhalten? Aufgrund dessen, was sie von Soucek erfahren hatten, sollte doch Munition an die Rote Garde ausgegeben werden, aber in den Manteltaschen bleiben.

Rathauspark

Nachdem Leo gegangen war, wurde wieder über Hacki gesprochen. Katharina fragte Jakob: „Wo würdest du hingehen, wenn du einen Anschlag vorhast?“ „Keine Ahnung.“ Sie meinte das als rhetorische Frage: „An den Ort, wo ich das Attentat plane. Schauen wir in die Gegend um das Parlament.“

Wieder über den Josef-Strauß-Park, wo sie keinen Hacki fanden, eilten sie über die Ringstraße zum Parlament und umrundeten dieses.

„Es ist überall zu hell. Schauen wir in den Rathauspark.“ Tatsächlich saß Hacki dort auf einer dunklen Parkbank und schlief in seinen Mantel eingehüllt, eine Tasche umklammernd. Katharina blieb im Hintergrund, während sich Jakob neben ihn setzte. Hacki wachte auf und schaute ihn erstaunt an. Jakob wusste nicht recht, was er sagen sollte.

„Wie geht's?“

„Du wirst mich nicht davon abhalten können“, sagte Hacki und drückte die Tasche fester gegen seinen Körper. Er zitterte vor Kälte, durch das Sitzen war er ziemlich ausgefroren. „Es ist doch sinnlos, wenn du gegen das Volk kämpfst.“

„Du redest wie der Soucek.“ Und nach einer Pause: „Soucek ist eine warme Sau.“ Jakob hatte durch seine damalige Bemerkung erst recht die Homosexuellenfeindlichkeit Hackis bestätigt. Jakob hielt es zwar für sinnlos, dagegen zu argumentieren, er wollte nur irgendein Gespräch aufrecht erhalten. „Soucek ist ein Arschloch, der Macht haben möchte. Darum hat er dich verprügelt. Das hat nichts mit Homosexualität zu tun.“

Hacki schaute ihn verständnislos an. So wechselte Jakob wieder das Thema: „Das hat doch nichts mit Idealismus zu tun, wenn du das machst.“

„Ha, Idealismus, es vertritt jeder seine eigenen Interessen. Der eitle Reinsfeld kommt sich vor allem gut vor in seiner Uniform. Der fühlt sich wichtig, weil er meint, Befehlsgewalt zu haben. Der würde am liebsten irgendwelche Schlachten von einem erhöhten Punkt aus führen, wo ihm nichts passieren kann.“

„Und die Kameraden?“

„Die Kameraden? Die Kameraden! Ich war schwach. Aber jetzt bin ich stark. Die sollen noch sehen, dass ich kein Feigling bin.“

„Haben dich die Kameraden ausgelacht?“ Hacki schluckte, richtete sich auf, um zu zeigen, dass er auf keinen Fall weinen würde. „Die werden sehen, dass ich der Held bin. Dass ich der Einzige bin, der wirklich was macht. Der nicht nur redet.“

„Komm, du musst einmal schlafen gehen. Du bist ja ganz übermüdet.“

„Nein, nein, nein, damit du mir die Handgranaten wegnehmen kannst.“ Sollte Jakob so lange hier sitzen bleiben, bis Hacki vor Müdigkeit eingeschlafen war? Vielleicht war er aber zu aufgedreht? Auch Jakob war erschöpft, trotz oder wegen der dauernden Anspannung.

„Gehen wir ein Stück, damit uns wieder warm wird“, schlug Jakob vor. Sie drehten eine Runde im Rathauspark. Katharina blieb im Hintergrund. Hacki war so übermüdet, dass er sie nicht bemerkte, obwohl er aufschreckte, als er mit seinen Füßen ins Laub trat und das in der Stille des nächtlichen Parks einen unerwarteten Lärm machte.

Hacki umklammerte die Tasche mit den Handgranaten. Es war schwierig, den richtigen Augenblick zu finden, um sie ihm zu entreißen. Als er das Geräusch des Laubes hörte, zog Hacki die Tasche noch fester an sich. Selbst wenn er stolpern würde, fiel er lieber zu Boden, als sie loszulassen. Gerade weil

er so übermüdet war, war die Konzentration auf die Tasche das Einzige, das scheinbar noch funktionierte.

Jetzt trat Katharina aus der Dunkelheit hinter Hacki und legte ihre Hände um seinen Hals, den sie durch den Mantelkragen kaum erreichen konnte. Hacki hob reflexartig die Arme und ließ die Tasche einen kurzen Augenblick locker, sodass Jakob sie ihm entreißen konnte. Sie liefen davon. Hacki versuchte gar nicht, ihnen zu folgen, so fielen sie bald in einen normalen Gehschritt. Hacki war nicht mehr zu sehen, als er ihnen nachrief: „Ich hab noch welche umgehängt.“ Stielhandgranaten lassen sich am Gürtel befestigen.

Katharina und Jakob kehrten sofort wieder um, aber Hacki war wie vom Erdboden verschluckt. Sie drehten einige Runden um das Parlament und fanden ihn nicht mehr. Schließlich gaben sie auf. Sie wollten die kurze Nacht noch für ein bisschen Schlaf nützen, um zu Mittag wieder am Ring zu sein, in der Hoffnung, Hacki zu finden, bevor die Massen kommen und dies der Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleicht.

12. November 1918

Sie schliefen bis zehn Uhr. Jakob wachte zuerst auf, machte Kaffesurrogat und weckte Katharina und Franzi. Um elf waren sie in der Innenstadt. Jakob kam sich zwar vor wie jemand, der im Dunkeln seinen Schlüssel verloren hat und ihn im Licht einer Straßenlaterne sucht, weil er dort besser sieht. Vielleicht war Hacki aber wirklich früher in der Gegend am Ring, wo am Nachmittag die Demonstrationen zu erwarten waren.

Zu Mittag regnete es, am Nachmittag hörte es auf. Vorerst war nicht viel los vor dem Parlament. Die Stadt schien ruhiger zu sein als an einem normalen Wochentag. Viele Firmen hatten geschlossen, auch die Kaffeehäuser und Geschäfte, damit die Arbeiterinnen und Arbeiter an der Demonstration teilnehmen konnten. Ab halb zwei wurde die Ringstraße belebter, vor allem durch zufällig Anwesende und Schaulustige. Später näherten sich von der Bellaria her die ersten Züge der sozialdemokratischen Partei, angeführt von Ordnerinnen und Ordnern mit roten Bändern. Beim Parlament dominierten die roten Fahnen und auf der Rampe war eine riesige Standarte mit roten Buchstaben zu sehen: „Hoch die sozialistische Republik!“ Die Rote Garde marschierte geordnet auf und nahm gegenüber dem Parlament Aufstellung. Die Reden begannen. Der Deutsch-Nationale Franz Dinghofer verlas den Text der Verfassung des neuen Staates, der Republik Deutsch-Österreich. Als Parlamentsdiener die rotweißrote Fahne hochziehen wollten, stürmten Demonstranten und Rotgardisten vor, zerrissen sie

in der Mitte und hissten unter dem Applaus der Umstehenden eine rote Fahne ohne den weißen Mittelstreifen. Parolen für die sozialistische Republik wurden gerufen. Im Anschluss daran redeten die Sozialdemokraten Karl Renner, der Staatskanzler, sowie Karl Seitz, der Präsident der Nationalversammlung.

Katharina, Jakob und Franzi waren gemeinsam unterwegs, gaben es aber auf, Hacki in der Menge zu suchen. Der Ring von der Bellaria bis zur Universität war voll. Die Massen flossen in der ganzen Straßenbreite dahin. Viele Jugendliche waren auf die Bäume und auf die Dächer der Tramwaywartehäuschen geklettert, um besser zu sehen. Die drei drängten sich auf die Parlamentsrampe, um einen Überblick zu bekommen und auch in der Erwartung, dass sich Hacki ins Zentrum des Geschehens begeben würde.

Während sich der Strom der Menschen auf der Ringstraße langsam weiterbewegte, die meisten Richtung Universität, hielt das Gedränge auf der Rampe an. Ein Redner stellte sich vor dem Parlament auf den Brunnenrand der Pallas Athene und verlas ein Papier. In den nächsten Tagen sollten sie erfahren, dass es die Proklamation der KPDÖ zur Errichtung einer Arbeiter- und Bauernregierung war. Wenig später drängte sich eine Gruppe von Rotgardisten auf die Parlamentsrampe. Es wirkte, als wollten sie, indem sie Platz schufen, den Abzug der Menschen erleichtern. Sozialdemokratische Funktionäre verwehrten ihnen in Folge den Zutritt zum Parlament, ein kurzes Gerangel entstand.

Katharina und Jakob entdeckten Hacki, der sich auf der anderen Seite der Parlamentsrampe hinaufdrängte. Sie hängten sich mit Franzi zu dritt ein und kamen schnell vorwärts, weil die Menschen den Rotgardisten ausgewichen waren. Oben angekommen, konnten sie mitten im Getümmel nicht mehr weiter. Sie hörten Glas und Holz splintern, hatten aber keinen Blick für das, was neben ihnen passierte. Sie versuchten, zu Hacki hinüberzukommen. Jakob hatte die Pistole über den

Kopf erhoben, sodass es aussah, als wäre er beim bewaffneten Sturm der Rotgardisten dabei, drängte aber nicht Richtung Parlamentseingang, sondern auf die andere Seite.

Sie standen kurz vor Hacki. Sie mussten ihn ausschalten, bevor er die Kappe der Handgranate lösen und die Abreißschnur ziehen konnte. Er hatte noch keine Granate in der Hand, sie waren noch unter seinem Mantel versteckt. Sollte Jakob in seinen Arm schießen, damit er die Zündung und den Wurf nicht mehr ausführen konnte? Würde er überhaupt treffen? Außerdem wären die Menschen in der Nähe gefährdet. Er war auch zu weit entfernt, um sich auf ihn zu stürzen und ihm die Handgranaten zu entreißen.

Dann fiel ein Schuss. Hacki blieb erstaunt stehen und griff sich mit beiden Händen an den linken Oberschenkel. Katharina hatte auf seine Beine geschossen. Jetzt erreichte ihn Jakob, stürzte sich auf ihn, sie fielen beide nieder, und er riss Hacki die beiden Handgranaten vom Gürtel. Der sagte mit einem beinahe zufriedenen Gesicht: „Ich habe es wieder nicht gemacht. Ich hab dich gesucht.“

Katharina konnte gerade noch die Handgranaten in ihrer Tasche verstauen, bevor das Chaos losbrach. Schüsse knatterten durch die Dämmerung. Alle vier lagen neben vielen anderen flach auf der Parlamentsrampe am Boden. Andere versuchten hinter den Säulen Deckung zu suchen. Obwohl die Schießerei nur zehn Minuten dauerte, erschien ihnen das unendlich lang. Dazwischen hörten sie Rufe wie „Deckt euch!“ und „Rote Gardisten sammelt euch!“ Teile der Roten Garde glaubten, aus dem Parlament würde auf sie geschossen, so feuerten sie hunderte Schüsse in die Luft und gegen das Gebäude ab. Später wurde bekannt, dass es einige Schussverletzungen gab, aber viele Verletzte und zwei Tote unter den in Panik flüchtenden Menschen.

Nachdem sich alles beruhigt hatte, setzten sie sich auf. Katharina, Franzi und Jakob mussten lachen. Es war ein

hysterisches Lachen, weil alles wie ein sinnloses Getöse wirkte. So, als ob nicht viel passiert wäre. Jakob riss die Hose Hackis auf. Das Blut ließ die Verletzung schlimmer ausschauen als sie es war, er hatte nur einen Streifschuss erlitten, und Jakob musste das Bein nicht abbinden.

„Ich habe es nicht gemacht. Ich wollte es gar nicht machen. Nicht mehr. Es wäre sinnlos gewesen.“ Hacki fing an zu schluchzen und lehnte sich an Jakob. Nachdem sie ihn verbunden hatten und er zu weinen aufhörte, verließen sie den Schauplatz verhältnismäßig langsam, weil Hacki nicht schnell gehen konnte oder wollte.

Schluss

In der Albertgasse betonte Hacki noch einmal, dass er es gar nicht tun wollte: „Ich war so wütend, wie sich Reinsfeld mit den Offizieren getroffen hat. Die wollen alles den Sozialdemokraten überlassen. Sie haben gesagt, sie sind noch nicht stark genug gegen den Pöbel.“

„Die anderen Offiziere waren für die Sozialdemokratie?“

„Natürlich nicht! Die meinten, dass die Zeit der Abrechnung erst kommen wird.“

„Ich muss dich noch einmal fragen. Du hast was anderes gesagt, aber ich weiß nicht, ob ich dir glauben soll? Warst du dabei, wie sie den David erschlagen haben?“

Hacki rutschte hin und her, es war ihm sichtlich unangenehm, sich dazu zu äußern. Schließlich sagte er nichts, was wie eine Bestätigung wirkte. Hacki tat ihm leid, zugleich wollte er nichts mehr mit ihm zu tun haben.

„Du warst also dabei. Aber es war jemand anderer, der ihn erschlagen hat?“, versuchte Jakob Hacki zum Reden zu bringen. Sie hatten wahrscheinlich alle wie blind hingetreten. „Ihr habt einen Menschen umgebracht!“

Hacki sagte nichts, sondern machte nur ein verzweifertes Gesicht. Katharina meinte streng: „Du kannst eine Nacht hier schlafen. Danach will ich dich nicht mehr sehen.“

Endlich fand Hacki seine Stimme wieder: „Ich fahre morgen nach Salzburg zu meinen Eltern.“ Schließlich wurde er ins kleine Zimmer gelegt, in dem sonst Jakob schlief. Katharina verabschiedete sich zu ihrem Freund Norbert.

Jossel, der später mit Steffi vorbeikam, war aufgeregt und verärgert. Nicht, weil die Rote Garde sinnlos geschossen hatte, sondern darüber, dass sich die Kommunistische Partei so wichtig machte: „Dieser kleine Haufen hat sich überall angehängt und jetzt stehen sie da als die Revolutionäre.“

„Du musst die Kommunisten nicht so wichtig nehmen“, beruhigte ihn Steffi. „Das Problem ist die Sozialdemokratie. Aber vielleicht ist es wirklich zu früh für eine Räteregierung?“

„Die Schießerei beim Parlament. Ich glaub, das waren wir“, sagte jetzt Jakob, „weil Katharina auf Hacki geschossen hat, um ihn zu stoppen.“ Jakob erzählte, was vorgefallen war und dass Hacki die Handgranaten doch nicht zünden wollte.

Er erwähnte auch, dass Hacki hier schlafe. Und dass er wahrscheinlich dabei war, als David erschlagen wurde. Jossel war gar nicht empört, sondern sagte nur: „Schaut, dass er wegkommt.“

Ach ja, der Soucek ist von seiner Haushälterin gefunden worden. Das wird jetzt als Geschichte vom Dienstpersonal erzählt. Weil der angeblich gleich eine Schimpftirade auf den moralischen Verfall losgelassen hat und auf die Weiber und die jüdischen Bolschewiken.“

Nachdem Steffi und Jossel gegangen waren, bereitete sich Jakob im Wohnzimmer die breite Bettbank zum Schlafen. Franzi legte sich neben ihn und nahm Jakobs Hand: „Ich mag noch über den heutigen Tag reden.“ Beide schliefen aber schnell ein.

Bei der Roten Garde in der Stiftskaserne waren die Ereignisse des Vortages das vorherrschende Thema der Gespräche. Es herrschte Uneinigkeit über die Einschätzung des Vorgehens beim Parlament. Viele kritisierten nicht nur die Schießerei, sondern auch die Stürmung der Rampe, die zu den Konflikten mit den Sozialdemokraten geführt hatte.

Peter hatte sich inzwischen mit Josef Frey gut gestellt. So erzählte er Jakob von den strategischen Plänen der Sozial-

demokratie. Die Arbeiterräte tagten praktisch seit dem 11. November in Permanenz, um den reibungslosen Ablauf der Großdemonstration zu organisieren. Die starke und disziplinierte Floridsdorfer Sektion wurde dazu abgestellt, die Parlamentsrampe besetzt zu halten. Die Rote Garde sollte es nicht wagen, die Arbeiterklasse anzugreifen. Die übrige Volkswehr blieb konsigniert und rückte erst aus, um das Parlament zu besetzen, als alles vorbei war. Die Polizei war dazu angehalten, nicht sichtbar aufzutreten.

„Hätte die Rote Garde die Macht übernommen, hätte das Bürgerkrieg bedeutet“, meinte Peter.

„Das stimmt doch gar nicht“, widersprach Jakob, „die Bourgeoisie und die Reaktionäre sind viel zu schwach. Die Soldaten laufen davon oder gehen zur Volkswehr. Arbeiter- und Soldatenräte hätten ohne Probleme die Macht übernehmen können.“ Jakob wollte Peter unbedingt widersprechen, obwohl er selbst nicht ganz davon überzeugt war.

Am Abend besuchte Jakob Tante Hilde. Agnes freute sich sehr und stellte ihren Verlobten Gustl in Zivil vor. Der war glücklich, die Uniform abgelegt zu haben. Er wohnte jetzt im Zimmer von Agnes. Jakob freute sich über die Toleranz seiner Tante. Agnes und Gustl demonstrierten mit der sozialdemokratischen Sektion von Mariahilf und hatten von den Ereignissen vor dem Parlament gar nichts mitbekommen.

Gustl war gar nicht desertiert, sondern sollte Urlaub bekommen, der wegen der italienischen Offensive am 24. Oktober wieder abgesetzt wurde. Während der Kämpfe wurde er dann versprengt. Und als sich einige ein Stück von der Front entfernt sammelten, erfuhren sie, dass die Ungarn, die Tschechen, die Kroaten und Slowenen schon heimgingen. Es fand sich niemand mehr, der sie zurück an die Front schickte. Er als Vorgesetzter wollte das auch nicht und tat es auch nicht.

„Dann ist der Friedensschluss gekommen. Wenn ich vorne gewesen wäre, wäre ich in Gefangenschaft gegangen.“ Durch

ein Missverständnis in der Obersten Heeresleitung stellten die österreichisch-ungarischen Soldaten das Feuer 24 Stunden früher ein als die Italiener, wodurch Hunderttausende in Gefangenschaft gerieten.

„Ich bin so froh, dass du wieder da bist. Und dass der Krieg vorbei ist“, sagte Agnes.

„Bist du auch Anarchist?“, fragte Jakob nach.

„Vielleicht gefühlsmäßig. Ich hab das mit Agnes diskutiert. Ich finde es wichtig, in der Sozialdemokratie organisiert zu bleiben. Der Julius, der Julius Deutsch war ja direkt in Kontakt mit mir. Er hat gesagt, ich soll mich bei der Volkswehr bewerben. Aber ich bin froh, dass ich Zivilist bin.“

„Mich hat er natürlich nicht überzeugt“, sagte Agnes, „aber ich finde es schön, dass mein Gustl Pazifist und Antimilitarist ist.“

„Und wie siehst du das? Wären die Reaktionäre stark genug, um gegen eine Arbeiter- und Soldatenregierung vorzugehen?“

„Die Frage hat sich nie gestellt. Ich würde es umgekehrt sehen: Eine bürgerliche Regierung würde sofort einen Aufstand provozieren.“

In dem Bewusstsein, dass am 12. November die Sozialdemokratie den bürgerlichen Staat rettete, verließ Jakob die Wohnung. Agnes begleitete ihn nach unten und gab ihm zum Abschied noch einen flüchtigen Kuss.

Zu Hause fand er einen Brief von seiner Mutter. Sein Bruder war in den letzten Kriegstagen in Gefangenschaft geraten.

Nachwort

Jetzt habe ich tatsächlich so eine Art Roman geschrieben. Und ich hatte Spaß dabei. Es kommen Orte vor, die ich kenne: Grödig, Salzburg und Wien, und Ereignisse einer revolutionären Zeit: Demonstrationen, Tumulte, die Rote Garde, Grippe und einiges mehr.

Wie immer plagiere ich. Meistens aber aus dem Zusammenhang gerissen!

Viele Fakten stammen aus den beiden Büchern von Hans Hautmann (1971/1987 *Die verlorene Räterepublik/Geschichte der Rätebewegung*, 1971/1987), dessen leninistische Position ich aber nicht teile: „[...] linksradikale Agitation, die es [...] verstanden hatte, das dumpfe Wollen des Proletariats in scharfe, klar formulierte Forderungen einzubetten [...]“ (Hautmann 1971, S. 71)

Arthur Schnitzlers *Tagebücher* von 1918 geben nur in eine bürgerliche Lebensweise Einblick, trotzdem sind einige Sätze eingeflossen: Tagebucheintrag vom 19.5.1918: „Salten über den Prozeß Adler. Nie hat ein Mörder solch einen Erfolg gehabt.“/27.11.1918: „Gegen Abend besucht mich Ludaßy. Politik. Er sei jetzt Anarchist.“ Auch die überwältigende Bedeutung des Antisemitismus der damaligen Zeit wurde mir nahegebracht.

Franz Werfel war an den revolutionären Bewegungen dieser Umbruchphase beteiligt und verarbeitete sie literarisch in *Barbara. Oder die Frömmigkeit*. Die Versammlung im Dreher,

die Rote Garde beim Deutschmeisterdenkmal und der Sturm auf das Militärkommando sind direkt von diesem Text inspiriert.

Weitere Bücher ergänzten die Tageszeitungen wie *Die Innere Front* (Plaschka/Haselsteiner/Suppan 1974) und *Österreich im Jahre 1918* (Neck 1968). Sie bieten einen Überblick über Fakten und Ereignisse, weil die Zeitungsberichte vor dem 24. Oktober 1918 noch zensuriert waren. Das Alltagsleben im Wien des Ersten Weltkriegs wird in *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire* von Maureen Healy (2004) ausführlich beschrieben. Schließlich vergewisserte ich mich über Wikipedia, dass es die Straßen und Orte von heute damals bereits gab. Einiges andere ist indirekt eingeflossen. Der Rest ist von mir.

Ich versuchte, die Sprache an die damaligen Begrifflichkeiten anzupassen, was sicher nicht immer gelungen ist. Geschlechtergerechte Formulierungen musste ich leider in der Gegenwart zurücklassen, obwohl die Arbeiterzeitung, wenn viele Frauen beteiligt waren, von Arbeiterinnen und Arbeitern schrieb.

Ach ja, manches musste ich historisch zurechtbiegen. So wurde Pierre Ramus erst 1934 wegen der Befürwortung der Vasektomie ins Gefängnis gesteckt. Ich weiß nicht, ob er sich 1918 bereits damit beschäftigt hatte.

Für nützliche Kommentare möchte ich mich bei Elisabeth Kofler, Momo Machacek, Martin Birkner, Susan Zimmermann, Diane Branellec, Bernd Maier, Katharina Struber, Karin Marinho da Silva, Michael Bodenstein und Cornelia Malli bedanken, die sich durch Vorversionen des Textes quälten. Ohne das verständige Lektorat von Mario Palaschke hätte das Buch niemals fertig gestellt werden können.

Eine Fortsetzung ist geplant, die revolutionäre Krise hat ja erst begonnen. Versprochen!

LITERATUR

Hautmann, Hans (1971): *Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutsch-Österreichs*. Wien/Frankfurt/Zürich: Europa Verlag.

Hautmann, Hans (1987): *Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918–1924*. Wien/Frankfurt/Zürich: Europa Verlag.

Healy, Maureen (2004): *Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I*. Cambridge University Press.

Kisch, Egon Erwin (1993): *Mein Leben für die Zeitung 1906–1925. Journalistische Texte I*. Berlin: Aufbau-Verlag.

Neck, Rudolf (1968): *Österreich im Jahre 1918*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.

Plaschka, Richard Georg/Haselsteiner, Horst/Suppan, Arnold (1974): *Innere Front. Militärassistenz, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918. Erster Band: Zwischen Streik und Meuterei./Zweiter Band: Umsturz*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.

Schnitzler, Arthur (1985): *Tagebuch 1917–1919*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Soxberger, Thomas (2012): *Revolution am Donaukanal. Jiddische Kultur und Politik in Wien 1904 bis 1938*. Wien: Mandelbaum

Werfel, Franz (1988). *Barbara oder Die Frömmigkeit*. Frankfurt am Main: Fischer.

CHRONOLOGIE

Der Krieg

28. Juni 1914: Nach dem Attentat auf den Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Sophie in Sarajevo erklärt die Österreichisch-Ungarische Monarchie am 28. Juli Serbien den Krieg. Am 1. 8. folgen Kriegserklärungen von Deutschland an Russland, am 3. 8. an Frankreich und am 4. 8. an Großbritannien. Am 14. Oktober treten Bulgarien und Anfang November das Osmanische Reich auf Seiten der Mittelmächte in den Krieg ein.

23. Mai 1915: Kriegseintritt von Italien auf Seite der Entente.

21. Oktober 1916: Friedrich Adler, der Sohn des Führers der sozialdemokratischen Partei, Victor Adler, erschießt den k. k. Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh beim Mittagessen im Hotel Meißl und Schadn.

12. März 1917: Der Zar in Russland wird durch die Februarrevolution gestürzt.

6. April 1917: Die Vereinigten Staaten erklären den Mittelmächten den Krieg.

1. Mai 1917: Erstmals im Krieg organisiert die sozial-demokratische Partei Maikundgebungen.

18. Mai/19. Mai 1917: Prozess gegen Friedrich Adler. In seinen Ausführungen kritisiert er die Sozialdemokratie. Er wird zum Tod verurteilt, im Sommer 1918 zu 18 Jahren Haft begnadigt.

23. bis 26. Mai 1917: Streikwelle in Wien, im Wiener Becken und in der Obersteiermark.

17. Juli 1917: Explosion in Großmittel, in einem Teil der Blumauer Pulverfabrik, 12 Stunden Explosionen, über 100 Tote.

7. November 1917: Oktoberrevolution (nach dem Julianischen Kalender), wird am 9. November in Wien bekannt.

11. November 1917: Riesige Friedenskundgebung der Sozialdemokratie im Konzerthaus in Wien. Ein Teil der Kundgebung muss sich draußen auf dem Eislaufplatz sammeln.

30. Dezember 1917: Linksradikale gründen einen illegalen Arbeiterrat, der kurz darauf zum Arbeiter- und Soldatenrat erweitert wird.

Das letzte Kriegsjahr

13. Jänner 1918: Friedensversammlungen der sozialdemokratischen Partei.

14. Jänner 1918: Beginn des Jännerstreiks in Wiener Neustadt. Dieser breitet sich zuerst auf Wien, schließlich auf die ganze Monarchie aus. Am 20. Jänner wird von der Sozialdemokratie beschlossen, den Streik zu beenden. Erst am 23. und 24. Jänner wird überall wieder die Arbeit aufgenommen.

28. Jänner 1918: Beginn der Streiks im Deutschen Reich.

1. bis 3. Februar 1918: Der Matrosenaufstand in Cattaro wird niedergeschlagen, vier Hinrichtungen, Prozess ab 19. September 1918.

9. Februar 1918: Separatfrieden der Ukraine mit den Mittelmächten.

3. März 1918: Frieden von Brest-Litowsk zwischen den Mittelmächten und der Sowjetunion.

1. April 1918: Rebellion im an das Gefangenelager Grödig angeschlossenen Flüchtlingslager (Lager III).

1. Mai 1918: Demonstrationen in Wien, viele Frauen, Unmut gegen maßvolle Redner.

21. Mai 1918: Beginn der Meuterei in Rumburg, an der sich viele Tschechen beteiligen. Diese wird am Abend desselben Tages niedergeschlagen. Zehn Aufständische werden durch das Exekutionskommando des Infanterieregiments 59, das hauptsächlich aus Salzburgern besteht, hingerichtet.

23. Mai 1918: Beginn der Meutereien meist slowenischer Soldaten in Radkersburg, die am nächsten Tag niedergeschlagen werden, acht Hinrichtungen, ein kleiner Teil der Meuterer kann sich ins slowenische Gebiet absetzen.

Soldatunruhen finden zwischen Mai und Juli 1918 immer wieder statt: Am 13. Mai in Judenburg und Murau, am 20. Mai in Pécs, am 21. Mai in Rumburg, am 23. Mai in Radkersburg, am 2. Juni in Kragujevac (die brutalste Repression mit 44 Hinrichtungen), am 16. Juni in Krakau, am 2. Juli auf der Durchfahrt in Wörgl, am 4. Juli in Zamość.

Anfang Juni 1918: Konferenz von Linksradikalen in Wien.

14. Juni 1918: Beginn der Offensive der Mittelmächte an der Piave, die aus Mangel an Verpflegung und Material nach einer Woche eingestellt werden muss.

17. Juni 1918: Kürzung der Brotationen in Wien, Ausbruch des Streiks mit Krawallen und Plünderungen auf den Märkten. Die Ausstände werden durch einen Beschluss des Wiener Arbeiterrats am 23. Juni abgebrochen, letzte Streiks am 26. Juni beendet.

19. Juni 1918: Massenstreik in Budapest, Ende um den 26. Juni/27. Juni. Weitere Streiks in Ungarn folgen am 1. Juli/18. Juli/22. Juli.

20. Juni/21. Juni: Unruhen in Pilsen.

29. Juni 1918: Kartoffelkrise: Zehntausende holen sich trotz Verkaufsverbot Kartoffeln nördlich von Wien, Einsatz der Armee.

Ende Juni, Anfang Juli 1918: Streikwelle in Bergwerken in Krain (Trifail, Idrija)

16. September 1918: Explosion in der Pulverfabrik in Wöllersdorf (je nach Quelle 277 oder 382 Tote)

19. September 1918: Krawalle und Plünderungen in Salzburg. Das Infanterieregiment 59 lässt sich nicht gegen die Bevölkerung einsetzen.

Herbst 1918

29. September 1918: Das mit den Mittelmächten verbündete Bulgarien schließt einen Waffenstillstand.

4. Oktober 1918: Die von den Mehrheitsparteien gebildete Regierung im Deutschen Reich unter Prinz Max von Baden macht US-Präsident Woodrow Wilson ein Friedensangebot auf der Grundlage seiner 14 Punkte.

6. Oktober 1918: Tramwaystreik für höhere Löhne, Waggonen werden aufgehalten, die Polizei prügelt.

9. Oktober 1918: Der Matrosenaufstand in Cattaro wird durch die Prozessberichterstattung öffentlich bekannt.

14. Oktober 1918: Erster Aufstandsversuch mit Generalstreik in Prag misslingt wegen der massiven Militärpräsenz.

16. Oktober 1918: Kaiserliches Manifest für die Bildung eines Bundes unabhängiger Nationen.

21. Oktober 1918: Konstituierung der Provisorischen Nationalversammlung für Deutsch-Österreich. Streik bei Gräf & Stift, weil zwei Vertrauensmänner einrückend gemacht wurden.

22. Oktober 1918: Massive Demonstrationen und Krawalle in Zagreb.

23. Oktober 1918: Meuterei einer kroatischen Einheit in Fiume.

24. Oktober 1918: Massendesertionen und Plünderungen in Slowenien. Beginn der Demonstrationen in Budapest.

28. Oktober 1918: Massenversammlungen erzwingen Unabhängigkeitserklärung und Machtübergabe in Prag. Polizei geht in Budapest bei der Kettenbrücke gegen die Demonstrant_innen vor.

29. Oktober 1918: Machtübergabe in Zagreb (Kroatien) und Ljubljana (Slowenien). Deputationen von Arbeiter_innen fordern Streiks und Kundgebungen vom Parteivorstand der Sozialdemokratie.

30. Oktober 1918: Das mit den Mittelmächten verbündete Osmanische Reich schließt einen Waffenstillstand. Massendemonstrationen und Bildung eines ersten Kabinetts der provisorischen Nationalversammlung, Vorsitzender Karl Renner. Entlassung der Gefangenen des Jänner- und des Junistreiks.

31. Oktober 1918: Bildung eines provisorischen Soldatenrates in der Dreherischen Gastwirtschaft, Beginn des Parteitags der Sozialdemokratie (bis 3. November)

1. November 1918: Gründung der „Roten Garde“ beim Deutschmeisterdenkmal. Entlassung Friedrich Adlers aus dem Gefängnis.

3. November 1918: Österreich schließt einen Waffenstillstand mit Italien, Hunderttausende geraten durch ein Missverständnis in Gefangenschaft. Gründung der KPDÖ. Wahl der Soldatenräte. Julius Deutsch wird Unterstaatssekretär im Staatsamt für Heerwesen, Kundmachung zur Gründung einer Volkswehr.

4. November 1918: Die Rote Garde wird Teil der Volkswehr und bezieht die Stiftskaserne.

7. November 1918: Umsturz in Bayern.

9. November 1918: Revolution in Deutschland, Ausrufung der Republik. Erste Vollversammlung der gewählten Wiener Soldatenräte im Offizierskasino am Schwarzenbergplatz.

11. November 1918: Waffenstillstand der Entente mit Deutschland, Kaiser Karl tritt zurück und reist aus Schönbrunn ab. Besprechung der Bezirksarbeiterräte über den Aufmarsch am nächsten Tag, Josef Frey wird als Kommandant der Roten Garde eingesetzt, Besetzung des Kriegsministeriums durch die Rote Garde und anderer wichtiger Gebäude durch die Volkswehr.

12. November 1918 Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich, Schießerei der Roten Garde auf das Parlament, weil Bewaffnete im Parlament vermutet werden („Offiziersputsch“), Besetzung der Redaktion der Neuen Freien Presse und der Reichspost durch die Rote Garde und andere Militärs.

PERSONEN UND ORGANISATIONEN

Friedrich *Adler* (1879-1960), Sohn des sozialdemokratischen Führers Victor Adler (1852-1918), erschießt am 21. Oktober 1916 den k. k. Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh, um gegen die passive Haltung der sozialdemokratischen Partei zu protestieren. Wird im Mai 1917 zum Tod verurteilt, später zu 18 Jahren Kerker begnadigt und am 1. November 1918 in der Umsturzphase aus der Haft entlassen. Idol der Linken und vieler Arbeiter_innen. Bleibt in der Sozialdemokratie auf dem linken Flügel.

Anarchistische Föderation: Informeller anarchistischer Zusammenschluss im Wien des Ersten Weltkrieges.

Bundisten (Allgemeiner jüdischer Arbeiterbund): Sozialistisch-jüdische Vereinigung in Mittel- und Osteuropa. In der Revolution von 1905 ist der Bund maßgeblich an den Aufständen in Weißrussland und den polnischen Gebieten des Zarenreiches beteiligt. Der Bund dehnt sich nach Galizien aus, und in die jüdische Arbeiter_innenklasse in anderen Regionen der Monarchie.

Julius *Deutsch* (1884-1968): Sozialdemokrat, baut während des Krieges ein Netz demokratischer Offiziere auf, ist zu Beginn der Republik Deutsch-Österreich Unterstaatssekretär im Staatsamt für Heereswesen und Gründer der Volkswehr.

Josef *Frey* (1889-1957): Linker Sozialdemokrat, wird am 11. November als Kommandant der Roten Garde eingesetzt. 1920 wechselt er zur KPÖ.

FRSI (Föderation Revolutionäre Sozialisten „Internationale“): Am 28. November 1918 offiziell gegründet, organisiert sich die FRSI nach Betriebs-, Kasernen- und Sprachgruppen. Sie war eine Allianz kommunistischer, sozialistischer, anarchistischer und anarcho-syndikalistischer Gruppen. Bis ins Frühjahr 1919 war sie die

einflussreichste revolutionäre Organisation. Sie gibt die Zeitung „Der freie Arbeiter“ mit der Beilage „Die Rote Garde“ heraus, die von Egon Erwin Kisch redigiert wird. Ende Mai 1919 schließt sich die FRSI offiziell der KPÖ an.

Otto Groß (1877-1920): Österreichischer Psychiater, Psychoanalytiker und Anarchist, wurde in der Zeit um den Ersten Weltkrieg viel diskutiert.

Korporal *Haller* (Bernhard Foerster): Einer der Gründer der Roten Garde. Er wird im Dezember aus Österreich ausgewiesen.

Egon Erwin *Kisch* (1885-1948): Als Offizier Mitbegründer der Roten Garde und der FRSI, später Kommunist, bekannt als „rasender Reporter“.

KPDÖ (Kommunistische Partei Deutsch-Österreichs), später KPÖ: Wird am 3. November 1918 in den Eichensälen von Favoriten fast als Geheimorganisation gegründet.

Poale Zion: Sozialistisch-zionistische Organisation. Einflussreich in der jüdischen Arbeiter_innenbewegung in Wien. Poale Zion tritt für den Sozialismus ein wie auch für eine jüdische Heimstatt in Palästina. Sie spaltet sich nach dem Ersten Weltkrieg in eine sozialdemokratische (Rechte Poale Zion) und eine linke Organisation (Linke Poale Zion), die dem Bolschewismus nahesteht.

Pierre Ramus/Rudolf Großmann (1882-1942): Gilt als bedeutendster Vertreter der anarchistischen Bewegung in Österreich.
(Pierre-Ramus-Gesellschaft: <http://www.ramus.at/>)

Rote Garde: Bewaffnete Organisation zur Verteidigung des Proletariats, am 1. November 1918 gegründet, als Bataillon 41 Teil der Volkwehr, viele linksradikale Mitglieder, aber auch Sozialdemokraten.

Leo Rothziegel (1892-1919): sieht sich selbst als Anarchist-Kommunist, ist Mitglied in der Vereinigung Jugendlicher Arbeiter, wo er wegen Anarchismus ausgeschlossen wird, und von Poale Zion, die er wegen deren Nationalismus verlässt. Aktives Mitglied der Anarchistischen Föderation in Wien. Mitbegründer des ersten illegalen Arbeiterrates am 30. Dezember 1917 in Wien. Er desertiert im November 1917 und ist als Linksradikaler im Jännerstreik aktiv. Anfang April wird er in Ungarn festgenommen. Am 30. November 1918 wird er aus dem Gefängnis entlassen und tritt am 2. November 1918 der Roten Garde bei. Er ist Mitbegründer der FRSI. Im April führt Rothziegel ein Volkwehrebataillon zur Unterstützung der ungarischen Räterepublik und fällt am 29. April 1919 im Kampf gegen rumänische Interventionstruppen.

„Siebenundzwanzig Jahre war er alt, gelernter Buchdrucker, Autodidakt, gebildet, glänzender Redner, ein Feuerkopf wie sein Ideal: Bakunin und perfid verleumdet wie dieser.“ Nachruf von Egon Erwin Kisch (Kisch 1993, S. 306).

Karl Steinhardt: Einer der Gründer_innen der KPÖ am 3. November 1918, hält am 12. November eine Rede vor dem Parlament, wird aufgrund dieser Ereignisse kurz danach verhaftet, aber nach zwei Wochen wieder freigelassen.

Vereinigung Jugendlicher Arbeiter: Jugendorganisation der Sozialdemokratischen Partei. Betätigungsfeld von Linksradikalen im Ersten Weltkrieg.

Volkwehr: Übergangsarmee nach dem Zusammenbruch der Monarchie. Die Mannschaft besteht zu einem großen Teil aus Soldaten des Ersten Weltkriegs, die mit der Sozialdemokratie sympathisieren. 1920 muss die Volkwehr aufgrund des Vertrags von St. Germain aufgelöst werden.

Inhalt

5	Prolog
7	Zilli
13	Die Schüler
17	Jänner 1918
22	Jossel
26	Wien im Juni
29	Steffi
34	Die Prostituierte
37	Revolutionärinnen und Revolutionäre
42	Tumulte
50	Beim Militär
58	Desertion
61	Wieder Prostitution
63	Wien im Oktober
69	Die Versammlung
73	Grippe
76	Soucek
79	Hacki
82	Agnes
84	Hacki und Soucek
87	Wo warst du am 7. November 1917?
91	Neunkirchen
95	Die Föderation gewinnt Konturen
100	Die Versammlung wird angegriffen
103	Demonstration
107	Leo

110	Rote Garde
115	Organisationsfragen
117	Gudrun
120	Peter
122	Noch einmal Hacki
125	Katharina
130	Verzweiflung
134	So wenig Gewalt wie möglich
138	Theo
141	Schönbrunn
146	Abrechnung
151	Reinsfeld
155	Rathauspark
158	12. November 1918
162	Schluss
166	Nachwort
168	Literatur
169	Chronologie
175	Personen und Organisationen



Und wir bewegen uns doch

Soziale Bewegungen in Österreich

Robert Foltin

edition grundrisse | bewegung

Robert Foltin, *Und wir bewegen uns doch. Soziale Bewegungen in Österreich*, edition grundrisse, Wien 2004
354 Seiten, 18 Euro, ISBN 3-9501925-0-6, www.grundrisse.net